Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierundsechszigster Theil.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Chipolata.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Paris vor und nach dem Mittagessen.

Wir wählen einen hübschen Tag: ein solcher ist angenehmer zum Spazierengehen, Betrachten, Beobachten, Herumschlendern, sich in den Buden umzusehen, vor den ausgelegten Waaren der Kaufleute stehen zu bleiben, die Putzmacherinnen und die Leinwandhändlerinnen zu belorgnettiren, wenn sie hübsch sind, langsam zu gehen, wenn der Zufall uns neben eine Dame führt, deren Gestalt elegant und reizend ist, stehen zu bleiben und mit einem Freunde zu plaudern, dem man begegnet, und endlich auch wegen seiner Fußbekleidung, wenn man sie nicht gern beschmutzen will.

Betrachten wir Paris durch eine beliebige Barrière. Es ist gleichgültig, wenn wir nur in der großen Stadt voll Lärmen, Schmutz und Rauch sind, wie Jean-Jacques sie genannt hat.

Allein die große Stadt bietet nun einen ganz andern Anblick dar, als zu der Zeit, wo der Verfasser ‚Emils' das gesagt hat: die engen Straßen sind breiter geworden; die alten Häuser machen regel-

mäßig und geschmackvoll gebauten Platz; die Fenster mit den kleinen, runden Scheiben verschwinden von Tag zu Tag mehr und werden durch schöne Kreuzstöcke ersetzt, die das Licht in die Häuser einlassen; die Treppen von neuer Bauart sind helle und leicht zu besteigen: man läuft keine Gefahr mehr, den Hals zu brechen, wenn man einen Bekannten besucht, der im vierten Stocke wohnt. Kurz, statt jener langen Hausgänge mit ihren schlechten Staffeln, die in die Keller und Gewölbe führten und die man allzuhäufig zu verschließen vergaß, so daß Diejenigen, welche sich unglücklicher Weise in's Innere verirrten, auf die Nase fielen, haben wir jetzt Hofthore oder wenigstens hübsche Flügelthüren mit Gittern und kupfernen Klopfern. Unsere Straßen sind mit Oel oder Gas beleuchtet und unsere Kaffeehäuser strahlen von Licht und Gold.

Sicherlich ist all' das nicht zu häßlich für eine Stadt voll Lärmen, Koth und Rauch, und ich sehe nicht ein, inwiefern man jene gute alte Zeit bedauern sollte, von der so viele Leute mit Liebe sprechen, wahrscheinlich nur deßwegen, weil sie sie nicht gekannt haben.

Wir könnten Paris durch die Barrière de l'Etoile, unzweifelhaft der schönsten, betreten; allein wenn man durch die Barrière du Trône kommt, ist man alsbald in der Vorstadt St. Antoine und bekommt folglich viel schneller eigentliche Volksscenen zu sehen.

Treten wir durch die Barrière du Trône ein.

Vor dem Essen.

Gegenwärtig speist in Paris Jedermann spät und die Kaufleute noch später als die Beamten, Commis, Capitalisten und Diejenigen, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen.

Vor dem Mittagessen treibt Jeder seine Berufsgeschäfte: der Kaufmann handelt; der Großhändler spekulirt; der Handwerksmann arbeitet auf dem Handwerk; der Commis ist auf dem Comptoir; der Notar in seinem Studirzimmer; der Advokat auf dem Gerichte oder auf seinem Zimmer und hört unglückliche Prozeßkrämer an; der Geschäftsmann rennt umher; der Capitalist sucht aus den politischen Neuigkeiten den Cours der Renten zu erforschen; die Bürgersfrauen sind in der Küche und mit ihren Kindern beschäftigt; die großen Damen mit ihrer Toilette und mit dem Gedanken, wie sie ihren Abend zubringen sollen; die jungen Mädchen studiren am Piano, zeichnen oder lernen irgend eine fremde Sprache; die Dichter suchen einen schönen Gedanken in schöne Verse zu bringen; die Schriftsteller zerbrechen sich den Kopf um ein neues Sujet; die Künstler denken an den Ruhm, den sie erringen werden: einige arbeiten oder studiren, um ihn zu erwerben, andere thun nichts und meinen, er könne ihnen nicht fehlen, selbst wenn sie bloß herumschlendern und rauchen, was immerhin auch eine Beschäftigung ist; die Studenten endlich besuchen die Collegien ihrer Professoren; und die Grisetten beeilen sich, damit ihr Tagewerk bald vollendet ist.

So hat hienieden ein Jedes seine Beschäftigung, selbst die, die Nichts zu thun haben, denn ich glaube, daß diese sich in Erwartung der Dinge, die da kommen werden, ihren Gedanken hingeben.

Alle diese Menschen, die ihr auf den Straßen hin und her gehen sehet, haben gewöhnlich vor dem Essen weit mehr Eile als nach demselben; die Vorstadt St. Antonius ist ein Quartier, wo man eher Geschäfte halber, als um einen Spaziergang zu machen, hingeht.

Ihr werdet bemerken, daß die Leute, welche euch begegnen, sich nicht lange unterwegs aufhalten, sondern rasch vorwärts gehen; mit Ausnahme einiger Damen, einiger Frauen vom Lande oder einiger Mägde, welche, um die ausgehängten Stoffe zu betrachten, vor den Ellenwaaren-Lagern stehen bleiben, eilt Alles, ohne auf die Vorübergehenden, manchmal auch ohne auf die Gefährte zu achten, seinem Berufe nach.

Keine zwei Minuten vergehen, ohne daß Jemand in den Gewürzkrämersladen tritt; oft füllt sich dieser so mit Käufern an, daß die ganze Fassung des Prinzipals und alle Gewandtheit der Ladendiener dazu gehört, keinen Verstoß zu machen und die vielen Kunden, die immer behaupten, sie pressiren, zu ihrer Befriedigung zu bedienen.

Von allen Seiten hört man Weiberstimmen (denn gewöhnlich machen unter den vielen, in dem Spezereiladen befindlichen Personen die Frauenzimmer die Mehrzahl aus), welche in den verschiedensten

Tonarten ihr Verlangen ausdrücken: „Ach, ich bitte, geben Sie mir doch schnell, was ich brauche, ich bin heute so entsetzlich spät daran.“

„Und ich! ich werde heute gar nicht mehr fertig; wir haben aber auch fünf Gäste, das ist eine Teufelskocherei!“

„Ich glaube, Ihre Herrschaft hat oft Fremde bei Tische?“

„Ach, schweigen Sie mir nur davon; überdieß ist meine Madame so wunderlich: ich muß sogar Sardellen-Butter zu den Beefsteaks nehmen... das ist ein Luxus, daß der Schweiß an Einem hinunter trieft.“

„Sind sie gut mit Sardellen-Butter?“

„O pfui! mir schmecken sie mit Schalottenzwiebeln viel besser; das ist nur so ein Einfall von meiner Frau.“

„Herr Toulard, geben Sie mir doch für drei Kreuzer Gurken, ich habe solches Magenweh, daß mir mein Leben um weiß was feil wäre.“

„Sie verderben sich aber den Magen mit den Gurken, Nachbarin.“

„Gleichviel, sie werden mich ein Bischen ausputzen. Man hat mir zwar Senfmehl aufzulegen gerathen, aber ich will lieber einen Topf Senf essen.“

„Ach, lieber kleiner Herr, ich bitte, machen Sie schnell, geben Sie mir geschwind meinen Kräuterkäse, ich habe meine Suppe und mein Fleisch auf dem Feuer gelassen!... Drei Kinder zu besorgen, Arbeit, daß sie Einem über dem Kopf zusammenfällt,

einen faulen, liederlichen Trunkenbold zum Mann, der mich Alles thun läßt, das ist eine Freude, hm!... Ach Gott! die Mädchen sollten sich wohl besinnen, ehe sie heiratheten!... Aber, werdet ihr mir entgegenhalten, es muß einmal ausgehen, wir sind Alle sterblich!... Geben Sie mir alten, feuchten, abgelagerten..."

„Bei uns ist es anders," versetzte eine junge, höchst armselig gekleidete Frau, die ein dreijähriges Kind an der Hand führt und ein noch jüngeres auf dem Arme hat. Wir haben keinen Heller im Vermögen, verdienen kaum, was wir brauchen, aber wir lieben uns recht herzlich. Kommen Sie zu uns, dann können Sie sich an diesem Gemälde des Glückes weiden."

„Dafür würde ich mich bedanken, das muß ein schönes Glück sein!" murmelt eine dicke Magd, indem sie den Ladendiener, der sie bedient und nach der gewöhnlichen Manier frägt: „Brauchen Sie sonst noch Etwas?" mit feurigen Augen anblickt.

Wir wollen übrigens den Gewürzkrämer bei seinem Geschäfte lassen, er soll seine Commis schelten, weil sie nicht flink genug bedienen, und mit seiner Frau hadern, weil sie fünf Minuten braucht, um auf einen Fünffrankenthaler herauszugeben.

Wir gehen in einiger Entfernung in einen Kramladen hinein. Dort finden wir zwei steife Ladenjungfern mit ernster Miene und gesenkten Blicken; ihr

Anzug ist eben so bescheiden als ihr Benehmen; sie tragen zwar nur einfach gescheitelte Haare, aber diese sind so pünktlich und sorgfältig glatt gekämmt, daß man glauben könnte, sie seien mit Gummi angeklebt.

Sie haben kein Geschmeide und keine Halskette, sondern nur sehr hoch heraufgehende Kleider und über's Kreuz gelegte Halstücher an; dieses beweist euch auf den ersten Blick, daß ein strenger Ton in dem Hause herrscht, die Ladenjungfern nie einen Blick auf die Straße werfen, weder miteinander lachen, noch miteinander plaudern, am allerwenigsten aber unter die Thüre stehen und den Vorübergehenden zulächeln dürfen.

Die Krämerin ist eine Frau in mittleren Jahren, das heißt, eher alt als jung; sie war früher hübsch, bildet sich ein, sie sei es noch, und glaubt wahrscheinlich, sie werde es immer bleiben.

Sie kleidet sich außerordentlich eitel; sich selbst erlaubt sie Blumen, Bänder, Juwelen, kurz Alles, was sie ihren Ladenjungfern ausdrücklich verbietet; sie trägt auch falsche Haare, obgleich sie es nicht gesteht.

Es ist Etwas in ihrem Wesen und Benehmen, welches man entschuldigen könnte, wenn sie in dem Alter ihrer Ladenjungfern wäre.

Diese Dame gibt sich für eine Wittwe aus; sie behauptet, sie sei mit ihrem ersten Manne sehr unglücklich gewesen; dieß hindert sie aber nicht, ihr Möglichstes zu thun, einen zweiten zu finden.

Sie hat ihre Augen auf einen alten Militär geworfen, der einer Tages in den Laden kam, um sich Nadeln zu kaufen, denn da die alten Kriegsleute nicht immer hinreichend bemittelt sind, einen Dienstboten zu halten, sehen sie sich häufig genöthigt, die Knöpfe an ihren Kleidern selbst anzunähen, und sie besorgen dieses Geschäft gewöhnlich besser als unsere Schneider.

Die Krämerin knüpfte die Bekanntschaft damit an, daß sie dem Kriegsmann vorschlug, sie wolle ihm den fehlenden Knopf selbst annähen.

Der alte Militär war nicht unempfindlich gegen diese Höflichkeit; man warf ihm Liebesblicke zu, die er zwar durchaus nicht erwiederte, aber man bemerkte auch, daß er nicht im Geringsten auf die beiden im Comptoir sitzenden Ladenjungfern achtete und war ihm unendlich dankbar dafür; man lud ihn ein, sich nicht zu geniren und wieder zu kommen, wenn ihm einer seiner Knöpfe wegbreche.

Und merkt euch wohl, es war nur von den Rockknöpfen die Rede; weiter verstieg sich die Höflichkeit nicht.

Der Kriegsmann kam nach einigen Wochen wieder, dann nach einigen Tagen abermals, und endlich sehr oft.

Die beiden Ladenmädchen flüsterten einander zu, daß die Krämerin wahrscheinlich die Knöpfe so annähe, daß sie bald wieder losgehen müßten.

Damit war die Bekanntschaft gemacht und die Wittwe hoffte, daß sich der Veteran bald erklären

werde; aber in Erwartung dessen richtete sich ihr Humor stets nach den Hoffnungen in ihrer Liebe, und wenn der Kriegsmann einige Tage nicht zu ihr kam, wurde sie streitsüchtig, zänkisch und zeigte sich noch strenger als gewöhnlich gegen ihre Ladenjungfern.

Wenn eine der letzteren zufällig die letzte Strophe einer alten Romanze trällerte, so schrie sie: „Was soll das heißen, Mamselle Ernestine? Ich glaube, Sie singen!"

„O nein, Madame."

„Doch, Sie haben gesungen."

„Ach, es ist mir, weiß Gott, nicht zum Singen!"

„Das wäre hübsch, wenn man sich in meinem Laden zu singen erlaubte; was würden die Leute denken, die mich mit ihrem Zutrauen beehren?"

„Sie wissen aber doch, Madame, daß wir gar nicht an das Singen gewöhnt sind."

„Ich weiß, daß wenn ich nicht sehr auf Sie Achtung geben würde, Sie sich am Ende noch saubere Manieren aneigneten, meine Damen. Letzthin Abends habe ich es gehört, wie Mamselle Honorine, während sie zu der Rahmhändlerin gegenüber ging, überlaut auf der Straße sang: ‚Fünf Sous! Fünf Sous!' Ihr Gesang war übrigens so falsch wie der Ton einer abgenützten Drehorgel!"

„Ach, Madame, ich habe nicht gesungen, ich habe nur mein Geld gezählt. Sie gaben mir fünf Sous mit, um Rahm zu kaufen; ich zählte das Geld in

meiner Hand, und deßhalb wiederholte ich ‚fünf Sous, für fünf Sous Rahm'."

„Sie haben nicht nöthig, den Rahm nach der Melodie des Liedes: ‚Nun danket Alle Gott!' zu verlangen, Mamselle! Das wäre sauber, was würden Sie denken, wenn eine Dame ein Paar Handschuhe nach der Melodie der Apotheker-Familie, oder einen Strang Faden nach der Melodie eines Polka verlangen würde?"

„Hm! das wäre vielleicht lustiger."

„Gut jetzt, es ist schon recht, schweigen Sie; die erste, die ich singen höre, verurtheile ich auf acht Tage zu trockenem Brode."

„Wie böse sie ist!" sagten die jungen Mädchen leise zu einander.

„Man merkt wohl, daß ihr Invalide schon ein Paar Tage nicht mehr da gewesen ist."

„O, wenn man nur sagen dürfte, was man in seinem Innern denkt!"

In diesem Augenblick treten Leute in den Laden.

Die Jungfern schweigen bescheiden; die Krämerin nimmt wieder ihre liebenswürdige, heitere Miene an, um die Kunden zu bestechen; sie macht alle Schachteln auf, um einer Dame Handschuhe zu suchen, die, nachdem sie vierzig Paar gesehen hat, endlich geht und sagt, es seien ihr alle zu groß.

Ein Schreinergeselle geht mit seinen Werkzeugen unter dem Arme durch die Vorstadt; ein Mann in

einer Blouse und einer etwas schief sitzenden Mütze von Otternhaaren, welcher ein ziemlich händelsüchtiges Aeußere hat, hält den Arbeiter mit den Worten an: „Wo gehst Du hin, Peter?"

„Schau', Du bist es, Gravouillet; arbeitest denn Du heute nicht! Machst Du einen Blauen? Du lebst auch recht in den Tag hinein..."

„Davon ist jetzt nicht die Rede; geht es Dich Etwas an, wenn ich die ganze Woche ausruhe und am Sonntage erst Nichts thue?"

„Ganz und gar nicht, thue, was Dir beliebt... aber ich habe Geschäfte, ich bin in ein Haus bestellt... Adieu!"

„Einen Augenblick Geduld. Da ich Dich gerade unter vier Augen habe, mußt Du mir Rede stehen!"

„Ich habe keine Zeit, sag' mir später, was Du von mir willst, wir können ja nachher dort im Wirthshaus an der Ecke zusammenkommen; ich versichere Dich, ich habe Eile."

Der Mann mit der Blouse stellt sich vor den Schreiner, vertritt ihm den Weg, setzt seine Mütze noch schiefer auf's Ohr, so daß sie fast vom Kopfe herunterfällt, und schreit, die Stirne runzelnd, mit einer fast wilden Stimme: „Und wenn Du so Eile hast, warum hältst Du Dich denn alle Tage stundenlang in dem Gewölbe der Gemüsehändlerin, der Frau Cornouillet, auf, deren Tochter, wie Du wohl weißt, ich die Cour mache? Warum äußerst Du Dich dort so gallicht über mich, sagst, ich sei ein Müßiggänger, ein Schlemmer und so weiter?"

Der Arbeiter wird über und über roth, rollt aber seine Augen fürchterlich und macht allerlei Gesten, während er seinem Kameraden entgegnet: „Ha! warum nicht gar; wer behauptet das? Wenn ich die, die das sagen, in meinen Händen hätte, ich würde sie behandeln, wie sie es verdienen. Ich über einen Freund schimpfen? Nie... pfui! das bin ich außer Stande."

„Warst Du gestern nicht bei Mutter Cornouillet?"

„Ich war vielleicht dort, das ist sehr möglich; ich leugne gar nicht, daß ich dort war, aber nur, um Kartoffeln zu meinem Frühstück zu kaufen. Man hat vielleicht von Dir gesprochen, das ist auch möglich; man hat mich über Dich ausholen wollen, weil man weiß, daß Du mit mir umgehst; ich habe Dieses und Jenes erwiedert, das ist Alles. Ich gebe Dir mein Wort, sonst ist nichts gesprochen worden."

„Was verstehst Du unter Dieses und Jenes?... Verläumdungen, Schwätzereien?"

„Kein Gedanke, Gravouillet; man hat mir in Deinen Augen zu schaden gesucht. Ich bin unfähig, von meinem Freunde schlecht zu sprechen, selbst wenn..."

„Von einem Freunde... einem Freunde... das ist gleich gesagt! Kurz, es wird bald im Reinen sein, ob Du mich bei meiner Geliebten anzuschwärzen gewagt hast, und wenn dieß der Fall war, so nimm Dich in Acht, weiter sage ich Dir nichts!"

Der Mann in der Blouse entfernte sich hierauf mit einer drohenden Geberde, und der Schreiner-

geselle geht mit rascherem Schritte vorwärts, indem er laut vor sich hin spricht, als ob er sich noch vor Gravouillet entschuldigen wollte.

Wir kommen auf die Boulevards: dort hat Alles einen heiterern Anblick. Hier geht man zugleich spazieren, während man seine Geschäfte besorgt.

Auf den Boulevards bei den Marais sieht man zwar keine elegante, fashionable Gesellschaft, wie auf denen in der Nähe der Chaussee d'Antin. Denn die Mitglieder des Jokey-Clubbs und des Cirkels zeigen den bescheidenen Bewohnern der Pont-aux-Choux-Straße selten den eleganten Schnitt ihrer Kleider oder das prächtige, neumodische Gespann ihrer Tilbury's; indessen hat das Boulevard Beaumarchais auch seine Stutzer und seine Modedamen.

Jedes Quartier hat seine Belustigungen, seinen Ton und seine Sitten.

Vor dem Essen ist dieser Theil der Hauptstadt besonders von Kindsmägden, welche ihre Kinder spazieren führen, Rekruten, die der Kindsmägde halber hingehen, und von alten Leuten besucht, welche dort in der Gegend wohnen und denen der Arzt gerathen hat, sich zur Stärkung ihres Appetits in die freie Luft zu begeben; sie wechseln dann ab und gehen bald bis zu dem Schloßplatze, bald bis zu dem Platze, wo die Juliussäule steht.

Außer diesen begegnet man Damen, die auf dem Wege sind, Besuche zu machen; Herren, die raschen

Schrittes vorwärts gehen; Grisetten, die sich nicht lange umwenden, um sich zu überzeugen, ob man ihnen nachsieht; und schnell und lustig einherrollende, volle Omnibus.

In jener beinahe einsamen Seitenallee bemerke ich übrigens eine junge, hübsche, ziemlich geschmackvoll gekleidete Dame, die schon lange in einem Raume von etwa dreißig Quadratschuhen kreuz und queer auf und ab geht, bisweilen eine Bewegung der Ungeduld macht und sich schnell umkehrt, wenn sich ein Vorübergehender bemüht, ihr in's Angesicht zu sehen.

Die Dame sieht beinahe aus, als ob sie Jemand ein Stelldichein gegeben hätte.

Glaubt ihr, daß sie auf ihren Mann, ihren Bruder, ihre Mutter oder ihre Schwester wartet?

Nein!... Nicht wahr, sie scheint Jemand anders zu erwarten? Und sie befürchtet, von Jemand erkannt zu werden, deßhalb hat sie einen Hut aufgesetzt, der ihr tief in's Gesicht hereingeht, und sich so dicht verschleiert; trotzdem wendet sie sich aber seitwärts, wenn die Personen nahe an ihr vorbeigehen.

Endlich kommt ein Herr, der gerade auf die Dame zugeht, und diese kehrt sich dieses Mal nicht um.

Der junge Mann (denn sie erwartete einen jungen Mann) scheint ganz außer Athem; er ist eilends hergerannt oder wenigstens sehr schnell gelaufen; er bietet der jungen Dame den Arm an, diese verweigert ihm jedoch den, ihrigen und folgendes Gespräch wird zwischen Beiden gehalten: „Ich warte schon länger als eine Stunde auf Sie; das ist abscheu-

lich... ich wußte gar nicht mehr, was ich anfangen sollte! Was wird man wohl von mir gehalten haben? Eine Stunde lang auf demselben Boulevard spazieren gehen!... Man muß sehr wenig Liebe für eine Frau empfinden, daß man sie den Widerwärtigkeiten einer solchen Lage aussetzen kann!"

„Ach! so empfangen Sie mich, während ich mich beinahe lahm oder brustkrank lief, um schneller hier zu sein!"

„In der That, Sie sind schnell hergelaufen!... Warum sind Sie nicht in einen Omnibus gesessen?"

„Ach ja, wenn man immer von einem in den andern muß! Von der Ring-Straße bis hierher muß man, glaube ich, drei Mal aussteigen, dann wäre ich noch viel später gekommen."

„Sie sind irgendwo gewesen, wo Sie sich zu lange aufhalten ließen, das ist Schuld."

„Wollen Sie denn immer ungerecht und eifersüchtig sein? Da war es schon der Mühe werth, daß ich mich von meinen Freunden trennte, die mich mit zum Mittagessen nehmen wollten... es hat einer derselben von zu Hause eine Truthenne mit Trüffeln geschickt bekommen."

„Es scheint, daß Sie es sehr bedauern, nicht bei dieser Parthie sein zu können, und Ihnen eine Truthenne mit Trüffeln lieber ist als ich."

„Das habe ich nicht gesagt."

„Aber Sie denken es."

„Der beste Beweis dagegen ist, daß ich gekommen bin."

„Es ist Ihnen übrigens leid um die Truthenne."

„Ach, wie unerträglich sind Sie!"

„Gehen Sie, mein Herr, ich halte Sie nicht zurück, suchen Sie nur ihre guten Freunde auf."

„Ach, so behandeln Sie mich! Nun, es sei, ich gehe. Adieu, Madame!"

„Leben Sie wohl, mein Herr."

Und der junge Mann wendet sich um und kehrt eben so schnell, als er gekommen ist, auf demselben Wege wieder zurück.

Die Dame macht ihrerseits auch einige Schritte, bleibt aber dann plötzlich, wie wenn sie sich an den Fuß gestoßen hätte, stehen, dreht ein wenig den Kopf um und läßt, als sie bemerkt, daß sich der junge Mann in der That wieder entfernt hat, einen Schrei der Verzweiflung oder der Wuth hören, schwankt einen Augenblick, ob sie dem jungen Manne nacheilen soll oder nicht, und entschließt sich endlich, ihren Weg fortzusetzen. Was den Herrn betrifft, so läuft er davon, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen, was auf die Vermuthung schließen ließe, daß er eine leidenschaftliche Vorliebe für die Truthennen mit Trüffeln habe.

Setzen wir unsere Musterung fort.

Wir nähern uns den bevölkerten Quartiers.

Das St. Martin- und das St. Denis-Thor werden in der Entfernung sichtbar. Man sieht mehr Fußgänger, und die Chaisen, Wagen, Karren und Ca-

briolets kreuzen sich oft mit einer fast beängstigenden Schnelligkeit.

Welche unaufhörliche Bewegung, wohin man sein Auge wenden mag! Welches endlose Geräusch dringt zu unsern Ohren!

Wagengerassel, Pferdegetrabe, Geschrei der Kaufleute, der Händler, der Bänkelsänger, der Vorübergehenden, der Kinder, der Hunde, der Zecher, der alten Weiber, der Leute, die sich mit einander streiten, sich rufen, die husten, ausspucken und mit ihrem Stock oder ihrem Regenschirm auf den Asphalt klopfen.

Ihr seid nun in dem Herzen der großen Stadt und es ist gerade die Tageszeit, wo die meisten ihrer Bewohner ihrer Geschäfte, ihres Handels, ihrer Interessen oder Vergnügungen wegen in Bewegung sind.

Eine Masse Leidenschaften setzen alle diese Marionetten, welche wir Menschen nennen, in Trieb und Bewegung; aber ein noch viel mächtigeres Organ, das vor allen andern den größten Einfluß ausübt, zwingt das Menschengeschlecht zum Gehorsam: wenn der Magen seine Rechte fühlbar macht, wenn er sich deutlich ausspricht, werdet ihr alle diese Marionetten ihre Arbeit, ihre Geschäfte, sogar ihre Vergnügungen verlassen sehen, um ihm Genüge zu leisten.

Wenn ihr Pariser seid, so haben dieses ewige Geräusch und Gelärme, diese Menschenmenge, diese zahllosen Gefährte und alle die verschiedenen Auftritte auf der Straße nichts Auffallendes für euch; ihr seid dergestalt daran gewöhnt, daß ihr trotz des

Gedränges ruhig euern Weg fortsetzt, ohne euch, selbst wenn ihr, um trockenen Weg zu haben, auf dem Pflaster geht, an ein Vorübergehendes zu stoßen.

Wenn ihr aber vom Lande oder aus einer kleinen Stadt seid, so werdet ihr euch vorkommen, wie wenn ihr beim Frühstück zu viel getrunken hättet, oder besser noch wie Jemand, der zum ersten Mal gewalzt hat: es wird euch schwindlig im Kopfe, der Lärm betäubt euch, und die sich hin und her bewegende Menschenmasse macht, daß sich Alles vor euern Augen im Kreise herumdreht. Das Gerassel der Wagen raubt euch das Gehör, ihr fallt beinahe auf die Vorübergehenden, werft die kleinen, wandernden Buden um, tretet den Damen auf die Füße und den Hunden die Pfoten auseinander; ein Glück noch, wenn ihr nicht mit größerem Mißgeschick den Ort eurer Bestimmung erreicht.

Wie wäre es erst, wenn ihr euch (versteht sich, immer vor dem Essen) mit Mühe einen Weg durch die Halle — den ungeheuren Vorrath an Nahrungsmitteln, der von überall her der Hauptstadt zuströmt, um jenen Tyrannen, den Magen, zu befriedigen, den ich eben vorhin nannte — einen Weg zu bahnen suchtet?

Dann würdet ihr die Fischweiber in ihrer eigenthümlichen Sprache das ganze Fischer-Wörterbuch in Anwendung bringen hören, um die Käufer zu schmähen, die ihre Waare zu verachten wagen; außerdem würde das Geschrei der streitenden Mägde, der Herrschaften, die mit ihren Dienstleuten zanken, und

der Aufseher, die Alles überschreien, um den Frieden herzustellen, eure Ohren betäuben. Ja, dann würdet ihr mit Virgil ausrufen:

„Fuge littus avarum, fuge crudeles terras!“

Und ihr hättet recht.

Wenn ihr aber auf die Altstadt zugeht, so werdet ihr die Straßen des alten Paris, das heißt enge, dunkle, kothige Gassen finden; überall stoßt ihr auf Gefährte, und außer einigen hübschen Grisetten, die sich in die schwarzen, von den Studenten bewohnten Häuser schleichen, seht ihr nichts, was euren Blicken angenehm sein könnte.

Wollt ihr in den Justizpalast eintreten?

Dort werdet ihr plaidiren hören, denn man plaidirt immer, unaufhörlich; je civilisirter die Menschen werden, desto mehr streiten sie sich; dieß ist zwar sehr traurig, aber es ist wahr. In den alten Zeiten glich man die Zwistigkeiten mit Faustschlägen aus oder überließ das Urtheil der Fügung Gottes, das war weit einfacher, als die Procedur der Advokaten.

Wenn ihr plaidiren hört, seid ihr ganz erstaunt, daß die Männer, welche berufen sind, die Richter aufzuklären, sich durch Leidenschaft, Zorn und Entrüstung leiten lassen.

Wenn ihr zwei Advokaten sich gegenseitig bekämpfen hört, Zeuge seid, wie immer einer bemüht ist, die Falschheit des andern zu beweisen, und es oft spitzige Ausfälle dabei gibt, so glaubt ihr, diese beiden Herren werden sich nach beendigter

Sitzung mit einander schlagen. Aber keineswegs, sie speisen vielleicht an einem Tische mit einander und sind ganz gute Freunde; es ist sogar möglich, daß sie sich duzen.

Man disputirt bloß im Justizpalaste und unter der Halle. Geht ihr vor dem Essen in ein Kaffeehaus, so werdet ihr wenig Menschen treffen: einige Pflastertreter, alte Stammgäste, leidenschaftliche Liebhaber des Domino, die, sobald sie Morgens angekleidet sind, in ihr gewöhnliches Kaffeehaus eilen; diese kommen oft vor den Journalen und beinahe immer, ehe die Kellner Alles in Ordnung gebracht haben; sie werfen einen unruhigen Blick um sich, sehen nach allen Tischen und gehen durch alle Zimmer des Kaffeehauses.

Ihr glaubt vielleicht, sie suchen die Zeituugen, sie seien ungeduldig, die neuen politischen Begebenheiten, den Geldcours oder die Critik über die am Vorabend neu aufgeführte Oper zu lesen? O nein, das beschäftigt sie nicht!

Sie nehmen, wenn ihnen nichts Anderes übrig bleibt, eine Zeitung in die Hand, starren sie an, ohne darin zu lesen, oder lesen, ohne zu wissen, was sie lesen, denn ihr Auge ist unaufhörlich auf die Thüre geheftet.

Endlich kommt ein anderer Müßiggänger; jetzt beleben sich ihre Züge, eine gewisse höhnische Freude malt sich darin: sie sehen aus, als ob sie in ihrem Innern dächten: „Das ist mein Mann!“ oder: „Da kommt ein Opfer!“

Und in der That, sie treten der Person entgegen und rufen schon von Weitem: „Wir wollen eine Parthie mit einander spielen; ich habe zwar nur eine halbe Stunde Zeit, wenn es Ihnen aber recht ist...“

Der Neuangekommene zögert, möchte wenigstens vorher die Lithographie des Charivari ansehen und das Räthsel im Corsaren zu lösen suchen.

Aber der Dominospieler läßt ihm keine Zeit: er drängt ihn zu einem Tisch und nöthigt ihn mit derselben Schnelligkeit zum Sitzen, wie der Omnibuskutscher seinen Passagier „des letzten Platzes“. Dann verlangt er ein Dominospiel, mischt die Steine und spricht mit einschmeichelnder Stimme: „Wir spielen die Parthie zu zwanzig Sous; es ist bloß zur Unterhaltung. Ich darf anfangen, zu setzen.“

Und das Alles, ehe sein Gegner Zeit hatte, zu sich selber zu kommen.

Endlich entschließt sich derselbe mit den Worten: „Aber nur eine halbe Stunde!“

„O, nicht länger! Es ist jetzt neun Uhr, um zehn Uhr habe ich ein Rendezvous.“

„Und ich habe meiner Frau versprochen, zum Frühstücke nach Hause zu kommen; sie hat frische Eier zum Weichsieden gekauft.“

So setzen sich die Herren Morgens um neun Uhr an's Spiel, und Abends um fünf Uhr sitzen sie noch an dem nämlichen Tische, von dem sie sich den ganzen Tag nicht entfernt haben. Nach jeder Parthie wiederholen sie: „Nur noch ein halbes Stündchen.“

Die Augen des Gewinnenden treten ganz aus

ihren Höhlen hervor, so eifrig betreibt er sein Spiel, der Verlierende sieht bemitleidenswerth aus und murmelt bisweilen: „Ach, mein Gott, meine Frau wartet ... mit den weichgesottenen Eiern auf mich; ich passe abermals!“

„Machen Sie sich keine Sorgen, Sie können Ihre Eier hart sieden lassen und zum Salat essen. Einen Fünfer.“

„Ich habe keinen.“

„Einen Sechser.“

„Ich passe.“

„Domino.“

„Ach, es wäre viel vernünftiger gewesen, wenn ich meine Eier gegessen hätte.“

Um die Mitte des Tages erscheinen die Schriftsteller, die Künstler, die Novellisten und Zeitungsschreiber in den Kaffeehäusern; man spricht von dem gestrigen Stücke, dem ersten Auftreten einer Schauspielerin, dem Frieden, dem Krieg, den Eisenbahnen oder sonst einem Gegenstand.

Ein junger Mann mit einer wunderhübschen Halsbinde, lakirten Stiefeln und einem werthvollen Stocke äußert sich sehr leidenschaftlich über eine Tänzerin, die gestern debütirt hat, und ruft mit Begeisterung aus: „Welches Talent! welche Kraft! welche Geschmeidigkeit und Anmuth!“

„Sie hat mir nicht gefallen,“ entgegnet kalt ein Herr, der Wasser in seinen Wermuth-Extrakt gießt und sehr sorgfältig darauf achtet, daß das Wasser in gleicher, regelmäßiger Quantität aus der Flasche

fließt, wodurch er ein grünliches Getränke bekommt, welches einen sehr günstigen Einfluß auf den Appetit ausübt.

Ihr seid vielleicht der Ansicht, daß, wenn man sein Gläschen Absynthe in ein Glas Wasser schütte und dann untereinander rühre, man denselben Zweck erreiche; ihr seid aber sehr im Irrthum, ihr trinkt nichts Genießbares, wenn ihr nicht ganz langsam Tropfen für Tropfen das Wasser in den Absynthe träufeln laßt. Ich sage euch das nur, damit ihr, wenn ihr Eile habt, euch etwas Anderes bestellt.

Der junge Mann mit der schönen Halsbinde hat sich aber seinem Gegner genähert und versetzt: „Wie, mein lieber G***, Sie sagen, Fräulein A. habe Ihnen nicht gefallen? Gehen Sie, das ist nicht möglich! Sie hat etwas Weiches, Aetherisches, Entzückendes in ihren Stellungen, ihren Bewegungen ..."

„Etwas zu Weiches sogar ... das heißt, etwas Kraftloses, Schlaffes!"

„Kraftlos!... sie verweilt, ohne sich anzustrengen, zwei Minuten auf den großen Zehen, und Sie finden das nicht entzückend?"

„Nein, weiß Gott nicht! Mir gefällt etwas Anderes besser!"

„Gehen Sie, Sie haben sicher gestern schlecht zu Mittag gespeist; Sie hatten nicht recht verdaut und deßhalb mißfiel Ihnen, was Bewunderung verdient."

„Ich habe gestern wie gewöhnlich sehr gut gespeist, ich bleibe aber dabei, Ihre Tänzerin hat kein Talent."

„Mein Freund, Sie wissen nicht, was Sie reden."

„Mit Unverschämtheiten können Sie mir Ihr Recht nicht beweisen."

„Sie sind ein eigensinniger Mensch."

„Kommen Sie mir nicht so, oder ich werde Sie lehren, einen andern Ton anzunehmen!"

Man ereifert sich, die Herren werden lebhaft; die Kreiswendungen der Tänzerin können Veranlassung zu einer blutigen Scene geben. Es haben schon oft unbedeutende Gegenstände traurige Ereignisse zur Folge gehabt.

Glücklicher Weise vermittelt ein dritter eben eintretender Herr den Streit der beiden ersteren; derselbe weiß den ganzen Wortwechsel in's Scherzhafte zu ziehen, und nach einigen mit Witz improvisirten Wortspielen ist nicht mehr von der Tänzerin die Rede.

Wenn ihr im Laufe des Tages in ein Modewaarenlager eintretet, so ist es gerade die Zeit, wo verkauft wird, und die Commis werden, indem sie die Stoffe ausbreiten, alle ihre Beredtsamkeit aufbieten, um euch zu beweisen, daß ihr sonst nirgends etwas Besseres finden werdet.

Umsonst sagt ihr: „Aber das will ich nicht!"

„Da haben Sie sehr unrecht, Madame; glauben Sie mir, nehmen Sie das, Sie werden gewiß zufrieden damit sein und uns dafür danken; es ist außerordentlich vortheilhaft."

Und der Herr des Lagers geht im Laden auf

und ab, überwacht seine Commis, sieht nach Allem, feuert den Eifer seiner jungen Leute an, die dann nicht mit einander plaudern und sich ihre Bemerkungen über die Damen, die den Laden besuchen, nicht mittheilen können.

Vor dem Mittagessen bilden die Geschäfte, der Handel, das Geld, auf dessen Erwerb man denken muß, fast die allgemeine Lebensregel; deßwegen arbeitet man auch auf den Comptoiren der Bankiers, in den Studirzimmern der Advokaten, Notare, in den Ateliers, Läden, Gewölben, Buden und manchmal selbst unter freiem Himmel.

Die Säle, der Ort für das Spiel, der Tanz, das Vergnügen... Alles ist kalt, trübselig und geräuschlos vor dem Mittagessen.

Der Geschäftsmann läuft mit hastigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, verfolgt von seiner Frau, die einen Caschemirshawl von ihm verlangt, nach dem sie lange ein sehnsüchtiges Verlangen trägt. Allein der Gemahl findet, daß dieser zu viel kostet, er antwortet einmal über das andere: „Später, liebes Kind, wollen wir sehen; ich habe ein Geschäft im Sinne, wenn es gut ausfällt, sollst Du Deinen Caschemir haben."

„Ach, mein Herr, Sie wiederholen mir das unaufhörlich! Sie sind so filzig gegen mich, ich könnte sogar sagen, abscheulich knauserig, und doch haben Sie alle Tage acht bis zehn Gäste bei Tische! Es wäre besser, Sie kauften mir einen Caschemir."

„Liebe Freundin, ich muß wissen, was ich zu

thun habe, Du verstehst nichts von Geschäftssachen."

Und glaubt ihr, die Commis, diese tugendhaften und pünktlichen Gehülfen, die zur bestimmten Sekunde gehen und in allen Straßen, durch die sie kommen, statt der Uhren gelten, seien glücklich vor dem Mittagessen? Sie, die vor ihrem Pulte sitzen, die Feder schneiden oder sich am Ofen wärmen, und weder über ihre Zeit, noch ihren Geist — wenn sie anders welchen haben — nach Belieben verfügen können! Ach, gewiß nicht! Aber würdet ihr sie des Abends sehen, o, ihr würdet Sie nicht wieder erkennen: es sind ganz andere Menschen!

Und in den Theatern!... ach, da namentlich werdet ihr Alles anders finden.

Geht ja nicht vor dem Mittagessen in ein Theater, denn ihr bringt euch um alle Illusion. Ihr sehet einen dunkeln Saal, in dem eure Augen mit Mühe die Gegenstände von einander unterscheiden.

Auf der Bühne, wo es noch viel dunkler ist, seht ihr anstatt jener glänzenden Dekorationen, die euch nach Italien, der Schweiz, in das Innere eines prächtigen Palastes versetzen, hölzerne Gestelle, Coulissen, die, in der Nähe betrachtet, schmutzig und grob gemalt aussehen, aufgepappte Fetzen und bretterne Berge, auf denen es nicht immer rathsam ist, sich zu ergehen. Statt der Sänger und Ritter werdet ihr Herren im Rock, im Paletot, mit dem Hute auf dem Kopfe, die mit einander plaudern und Späße machen und ihr Schlagwort erwarten, Damen, die

ihr vielleicht den Abend zuvor als Rosenmädchen und Vestalinnen gesehen habt und die von allem Dem nun nichts mehr sind, in reiche Mäntel gehüllt, die Hände in den Müffen und über die Späße der Herren lachend, begegnen.

Das ist ein schwacher Abriß von dem, was ihr Morgens in den Theatern finden werdet.

Ich könnte euch noch in jene Orte einführen, wo so viele Leute ihr Geld sitzen lassen, andere, Gewandtere, spielen, ohne welches zu besitzen, den Gewinn einziehen, wenn einer auf sie kommt, und Nichts bezahlen, wenn sie verlieren: eine feine Art, reich zu werden und sicher zu spielen.

Ich könnte euch in die Antonius-Straße, das Viertel der Bankiers, der Wechselagenten, der Loretten und der Opernchoristinnen führen; in das Faubourg St. Germain, wo die alten Hotels und die glänzenden Equipagen zu Hause sind; in das Palais-Royal, diesen zauberischen Ort, von dem man in allen fünf Welttheilen spricht, weil auf der ganzen übrigen Welt Seinesgleichen nicht gefunden wird.

Aber vor dem Mittagessen scheint das Palais-Royal der Lobeserhebungen, die man ihm macht, nicht würdig. Um zu glänzen, müssen alle die Läden beleuchtet sein; zur Tageszeit erhalten sie vom Himmel nur eine zweifelhafte Helle, die manchmal nicht bis in den Grund des Magazins dringt.

Um diese Zeit sind die Gallionen wenig besucht, die Gastwirthschaften und Café's fast verlassen; ihr sehet wenige Leute vor den zur Schau ausgehängten Waaren der Läden stehen; ja selbst die Modistinnen arbeiten, ohne aufzusehen.

Die Zeit des Mittagessens muß nahe sein; begnügen wir uns damit, daß wir in den prächtigen Saal eines reichen Capitalisten treten, wo bereits eine zahlreiche Gesellschaft versammelt ist, welche der Amphytrion heute bewirthet.

Da gibt es hübsche Frauen, stolze Toiletten, man weiß nicht, welcher von diesen Damen man in Beziehung auf den Reichthum des Stoffs und des Geschmeides den Vorzug geben soll; auch Männer, deren Anzug fast ohne Unterschied gleich ist, wollen sich bemerklich machen; die Einen vergessen nicht, einige Worte von ihrem Reichthum, von dem glänzenden Amte, das sie bekleiden, fallen zu lassen; die Worte: „mein Schloß, mein Gut, mein Einfluß, mein Credit" werden geschickt in der Unterhaltung angebracht. Andere, die weniger vom Schicksal begünstigt sind, schmeicheln sich, es durch ihr Verdienst, ihren Geist zu gewinnen und sie quälen sich manchmal sehr ab, welchen zu zeigen, während diejenigen, die wirklich solchen haben, sich oft nicht die Mühe geben, ihre Waare auszukramen.

Vor dem Mittagessen herrscht in dieser Gesellschaft ein kalter, ceremonieller, fast ernster Ton.

Die Damen mustern sich und becritisiren die Toilette einer jeden nach allen Theilen der Reihe

nach; wenn sie einige Worte wechseln, so geschieht es mit so gesuchter, gezierter Höflichkeit, daß man sie für Diplomatie halten könnte, und man weiß doch, wie diese Complimente, diese banalen Höflichkeiten, die man sich in der Welt gegenseitig macht, zu übersetzen sind.

So, wenn z. B. eine Dame zur andern sagt: „Mein Gott, Madame, was Sie für einen köstlichen Hut haben und wie er Sie zum Entzücken kleidet!“ heißt es so viel als: „Sie sind so häßlich, daß man sich vor Ihnen fürchtet, und setzen einen Hut auf, der Ihr Gesicht sehen läßt, statt es zu verdecken! Sie sind ganz lächerlich so!“

Oder ferner: „Wie, Madame, Sie waren krank, so viel man mir gesagt hat! Aber wahrlich, man sieht es Ihnen gar nicht an: Sie sind frisch und rosig, Sie haben eine herrliche Gesichtsfarbe!“ Uebersetzt: „Sie sind schrecklich verändert, Sie sehen wenigstens um zehn Jahre älter aus; was Ihre Gesichtsfarbe betrifft, meine liebe Dame, so weiß man, was man von deren Natürlichkeit zu halten hat! Sie tragen zu viel auf, das sieht man deutlich.“

Oder ferner auch: „Ich habe das Unglück erfahren, Madame, das Ihnen zugestoßen ist: der Verlust Ihres Herrn Oheims... hat mich sehr angegriffen! Ein so liebenswürdiger Mann, der so viel Verdienst hatte! Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich sehr vielen Antheil an Ihrem Kummer nahm.“

Uebersetzt: „Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob Ihr Oheim gestorben ist oder nicht, und Ihnen vielleicht auch, denn er war ein alter Schwachkopf, der immer brummte und unaufhörlich auf die Teppiche spuckte; er war wirklich unausstehlich in Gesellschaft."

Das sind einige der gebräuchlichsten Uebersetzungen.

Wir könnten ein ganzes Gespräch übersetzen, denn unter Leuten von Welt, die in Gesellschaft zusammenkommen und sich nicht leiden können, ist in einem ganzen Gespräche oft kein einziges wahres Wort; wir wollen es aber bei dem Gegebenen bewenden lassen.

Bei den Männern findet man genöhnlich mehr Wahrheit, sie drücken sich aber auch — einige ausgenommen, deren Studium die gesellschaftliche Unterhaltung ist — weit nicht so gewählt und zart aus.

In einem Salon, wo häufig Personen zusammentreffen, die wenig mit einander bekannt sind, werden selten Privatgespräche gehalten, und bei allgemeinen Gesprächen ist gewöhnlich die ewige Politik Gegenstand der Unterhaltung, welche dadurch auch meist lebhaft wird, da selbst in der kleinsten Gesellschaft nie alle Männer derselben Meinung sind, oder Jeder die seinige geltend machen will.

Wir finden einen alten Marquis, der Alles tadelt, was man jetzt thut, und nur lobt, was früher geschah.

Einen alten Offizier, der den Krieg unter Napoleon mitgemacht hat, und für Alles, was zur Zeit des Kaiserreichs geschah, begeistert ist; er begreift gar nicht, wie man von einer andern Epoche als der des Kaiserreichs sprechen kann.

Dann einen abgesetzten Präfekten, der ein wüthender Feind der Regierung geworden ist, seit man ihm seine Präfektur genommen hat.

Dann einen Advokaten, der bloß für die Republik eingenommen ist, die Tugenden des guten Herrn Robespierre preist, versichert, Frankreich sei unter dem Schreckenssystem vollkommen glücklich gewesen, nur von Freiheit spricht, Freiheit verlangt, wüthend wird und Jedermann zermalmen möchte, der nicht seiner Ansicht ist, Alles jedoch aus glühender Liebe zur Freiheit; ein Gefühl, welches sich bei den meisten unserer ungestümen Reformatoren in folgende Worte übertragen ließe: „Die Welt soll die Freiheit haben, Alles zu thun, was ich will."

Dann einen Gewerbsmann, der Alles billigt, was geschehen ist und alle Ministerien lobt.

Dann einen Künstler, der behauptet, wir sollten uns kleiden wie zur Zeit Franz I., nicht begreift, warum die Männer keinen Bart und die Frauen keine Halskrausen tragen, die Freiheit anbetet, aber zur Zeit Ludwig XIV. gelebt haben möchte.

Und jeder dieser Herren vertheidigt seine Ansicht mit Eifer und Hartnäckigkeit; keiner will dem andern einen Zoll breit weichen. Wenn ihr dieser Erörterung zuhört, die mit jedem Augenblicke lebhafter

wird, denkt ihr bei euch: „Man hat sehr Unrecht gehabt, diese Männer hier zu vereinigen; sie sind durchaus verschiedener Meinung und gerathen bestimmt in Händel.“

Und wenn ihr eure Blicke auf die Seite der Damen richtet, um welche einige junge Herren, die sich um etwas Anderes als Politik bekümmern, herumstreichen, indem sie ihren Schnurrbart dressiren und einen Blick auf ihren Anzug werfen, denkt ihr ebenfalls: „Diese Herren verlieren ihre Zeit umsonst, die Damen zu verführen, denn nicht eine schenkt ihnen Aufmerksamkeit.“

Vergebens bemüht sich dieser hübsche Blonde mit seinen künstlich frisirten Haaren, welcher sich hinter den Stuhl der reizenden kleinen Frau gestellt hat, deren feine Gestalt sich unter Federn, Gaze und Spitzen verliert: sie achtet nicht im Mindesten auf ihn, kehrt sich nicht einmal nach ihm um, obgleich sie in dem ihr gegenüberhängenden Spiegel den Herrn sehen kann, der sich hinter ihr befindet.

Und mit welcher Zurückhaltung, mit welch stolzer Miene antwortet jene große, schwarzgekleidete, von Diamanten strahlende Dame dem hübschen Jungen mit dem Schnurrbarte, der ebenfalls nur mit der größten Achtung mit ihr zu sprechen scheint. Gewiß, die Lästerzungen fänden keinen Grund, sich an sie zu wagen. Das müßtet ihr in diesem Augenblick bei euch denken.

Aber plötzlich erscheint ein Diener auf der Thürschwelle des Saales und spricht die von einem Theil

der Gesellschaft oft mit Ungeduld erwarteten Worte: „Gnädiger Herr, es ist aufgetragen!“

Nach dem Essen.

Die Stunde des Mittagessens ist, sogar bei Leuten, die spät zu Tische gehen, herangerückt. Die Nacht ist an die Stelle des Tages getreten und schon lange eilen Männer mit großen Stöcken, auf denen sich oberhalb ein kleines Lichtchen befindet, durch die mit Gas beleuchteten Quartiers; vermittelst ihrer Stöcke zünden sie die Laternen an, die dann eine so schimmernde, blendende Helle verbreiten.

Jetzt hat Alles in dieser Stadt, durch die man vor einigen Stunden die Runde gemacht hat, ein anderes Ansehen gewonnen.

Die Magazine, Läden, Kaffeehäuser, Theater, Straßen, Gasthöfe, Säle, Alles wird belebter und scheint ein neues Dasein zu beginnen. Die Menschen glänzen bei dem selbst erfundenen Lichte mehr als bei dem vom Himmel strahlenden; das erstere verschafft oft eine trügerische Helle, die vortheilhaft für uns ist, da wir nicht alle schön genug sind, um beim Tageslichte betrachtet werden zu dürfen.

Nun könnt ihr, wenn ihr in dieser langen Reihe gasbeleuchteter Boulevards und eleganter, lebhafter, bevölkerter Straßen spazieren geht, keine zehn Schritte machen, ohne daß euch die strahlende Beleuchtung eines Ladens, eines Waarenlagers oder eines Kaffeehauses in's Auge fällt.

Verführen euch die Vergoldungen, die Malereien, die Verzierungen dieses Restaurationssaales, diese anmuthig und kunstvoll zusammengelegte Shawls und die Stoffe aller Art in dieser Ellenwaarenhandlung, diese Halsbänder, Ketten und Stecknadeln in den Schaufenstern dieses Bijoutiers, die geschmackvollen Hauben und Hüte und endlich diese hübschen Gesichter in jenen Läden nicht?

Denn jetzt, wo Alles von Glanz und Licht strahlt, könnt ihr diese Frauenzimmer prächtig beobachten; sie heften nicht mehr, wie im Laufe des Tages, ihre Augen auf die Arbeit, sondern sie blicken oft durch die Fenster und lächeln sich dann bedeutungsvoll zu, wenn ein schöner Herr vor denselben stehen bleibt.

Jetzt könnt ihr, ohne von den Vorübergehenden gestoßen, gepufft und gedrängt zu werden, in der Stadt umher spazieren. Nach dem Essen läuft man seinen Geschäften nicht mehr nach; man hat weniger Eile, läßt sich Zeit, schlendert einher, bleibt vor den Läden stehen, kurz, man verfolgt seinen Weg nach Belieben. Der Fuhrwerke begegnet man nun auch nicht mehr so viele; wir sprechen zwar nicht von den Herrschaftskutschen, Omnibus und Fiakern, sondern von den Leiterwägen, Bauernwägen und Karren.

Man sieht zwar hie und da noch Frauenzimmer schnell laufen und sich, weil sie allein sind, beeilen; auch einige Grisetten, die thun, als ob sie sich fürchteten, weil ihnen ein Herr folgt; aber das sind Ausnahmen, Schatten, welche das Gemälde nur noch mehr hervorheben.

Die Augen gewinnen nicht allein bei dieser mit Paris hervorgegangenen Veränderung. Nachdem wir die Galerien des Palais-Royal bewundert haben, die man Abends wirklich für einen bezaubernden Aufenthalt erklären muß, rasch über die gasbeleuchteten Boulevards hingeeilt sind, eine reizende Promenade, die ihresgleichen in der Welt sucht, wollen wir nun zu den Personen zurückkehren, die wir vor dem Essen beobachtet haben, und sehen, was dieser einfache, gewöhnliche, im menschlichen Leben so unentbehrliche Akt für eine Veränderung ihrer Stimmung und oft auch ihrer Lage hervorbringt.

Wir wollen zuerst einen Blick in den Laden des Gewürzkrämers werfen, wo es Morgens so voll war.

Jetzt drängen sich die Käufer nicht mehr so an den Ladentisch; es kommt zwar hie und da noch Jemand, aber nicht mehr mit der Eile wie vor dem Essen; man plaudert sogar gerne ein wenig mit dem Gewürzkrämer und seinen Commis. Diese finden nun auch Zeit, den Mägden des Quartiers, während sie ihnen Zucker oder Pfeffer wägen, einige Schönheiten zu sagen.

Der Commis des Gewürzkrämers ist, ohne daß es den Anschein hätte, außerordentlich verführerisch. Sein Prinzipal gibt ihm übrigens das Beispiel. Welcher Schelm, welcher Roué, welcher Possenreißer ist der Gewürzkrämer! Er weiß immer mit einem Witze zu erwiedern, und dieser Witz ist oft so kitzelig,

daß die Mägde in ein gellendes Gelächter darüber ausbrechen. Sie lachen dann zum Zerplatzen, sind genöthigt, sich auf ein Zibebenfaß oder eine Seifenkiste zu stützen und rufen aus: „Ah, ist es bald genug?... Wollen Sie endlich still sein!... Madame, bringen Sie doch Ihren Mann zum Schweigen, er sagt gar zu arge Sachen... wer würde auch glauben, daß er mit seiner frommen Miene ein solcher Schelm wäre?"

Die Gewürzkrämerin, welche sich jetzt breit in ihr Comptoir hineinsetzen kann, weil man ihr Zeit zum Geldherausgeben läßt, erwiedert bloß nachläßig: „O, das geht mich nichts an; sucht selbst mit ihm fertig zu werden, ihr habt ja auch das Maul nicht im Sacke!... Hört, wißt ihr eine Magd, die einen Platz sucht? Die Frau im dritten Stocke hat die ihrige unter dem Vorwand, sie brauche zu viel Butter zu den Saucen, fortgeschickt."

„Da müßte ich mich zwingen, wenn ich in solche Küche ein Mädchen schickte!" entgegnet eine dicke Schwatzbase in einer Haube und einem Madrastuch um den Hals; „ich kenne die Dame im dritten Stocke: die frißt der Geiz!... Es sind Leute, die Aufwand machen und Mittel haben, so viel man sagt, denn es ist noch nicht bewiesen, und dabei ihre Dienerschaft Hungers sterben lassen!... Ein eitles Chor, das Alles an den Luxus und den Staat rückt; immer einen prachtvoll gedeckten Tisch, vergoldete Teller, ditto Schüsseln und nichts darin hat; denen man bei jedem Gang die Bestecke wechseln muß, damit sie zu

vier an einem Hahnenflügel essen können; die einen Apfel in acht Theile schneiden und vierzehn Tage das nämliche Backwerk oder Bisquit zum Nachtisch auftragen lassen; ihre Dienstboten mit Knochen und Schalen nähren und sich dann noch beklagen, sie essen zu viel! Pfui, das sind Filze! Nein, es würde mir bestimmt nicht einfallen, ihnen eine ordentliche Person zu schicken, wenn ich auch eine wüßte!"

Ein kleines, altes, mageres, elend gekleidetes Weib, welches eine Tasche am Arme hat, die man ihrer Größe wegen zum Ausziehen brauchen könnte, und wie gewöhnlich ihr Gläschen Branntwein trinkt, läßt jetzt einen Ausruf hören, der einem Entenschrei gleicht, und präsentirt dann der Gesellschaft ihre Dose mit den Worten: „Ja, Sie haben vollkommen recht, Madame. Mein Jesus und Heiland! es gibt Herrschaften, die sich sehr inconsequent betragen und ihre Dienerschaft behandeln, wie wenn sie aus lauter tintenschwarzen Negern bestünde! Hat nicht kürzlich meine Nichte erst ihre Stelle verloren?... Sie kennen meine Nichte... ein hübsches Geschöpf... ein Kind, welches ich mit einer Ziege aufgezogen habe, an der sie den ganzen Tag saugte, so daß es rührend zum Ansehen war... gerade wie die Marie Alda in dem berühmten Roman der Hauptkirche von Paris."

„Ach, ich kenne Ihre Nichte," erwiedert der Gewürzkrämer, „eine hübsche Brünette mit etwas langen Armen; das ist aber bequem, dann kann man seine Strumpfbänder leichter umbinden."

„Sie sind im Verhältniß kürzer als Ihre Nase!"

versetzt die Alte, welche die Bemerkung des Gewürzkrämers zu ärgern scheint.

Dieser beeilt sich aber, um das Verwundliche seines Scherzes wieder gut zu machen, der Alten einige Feigen anzubieten; diese nimmt eine Hand voll, steckt sie in ihre Riesentasche und fährt fort: „Ich zog sie also auf... sie wird am St. Nicasius-Tage achtzehn Jahre alt... und ließ sie in einen Dienst treten: die Haushaltung bestand aus einem Herrn, einer Frau, zwei Kindern, einem Hunde, einer Katze und drei Vögeln; da fehlte es nicht an Arbeit, denn sie mußte jeden Morgen Alles putzen und rein machen."

„Wie, den Mann auch?" frägt der Gewürzkrämer, die Alte um das Kinn streichend.

„Wollen Sie still sein, Sie Unartiger!"

„Ha, warum nicht gar... was fällt Ihnen ein; glauben Sie, ich hätte meine Nichte in ein Haus gethan, wo man Dinge verlangt haben würde? Großer Gott! ein Mädchen, das so unschuldig ist wie Ihre dürren Zwetschgen!... Ich sagte das nur, um Ihnen begreiflich zu machen, wie viel zu schaffen war. Wohlan! schickt sie ihre Frau nicht gar vollends aus dem Grunde fort, weil ich zu oft in die Küche komme und dann das Geflügel immer nur einen Schlägel habe!... Welche Verleumdung!... ich der Herrschaft meiner Nichte Etwas nehmen, pfui! Und außerdem esse ich je Etwas? Ich lebe ja fast von der Luft, das weiß Jedermann! Mein armer Magen verabscheut die Nahrung... Morgens trinke ich mein Gläschen Anislikör und Abends meinen Johannisbeer-

geist, damit erhalte ich mich schon seit zwanzig Jahren, so wahr ich ein ehrliches Weib bin!"

So dauert das Geschwätz bei dem Gewürzkrämer, der nach Tische sehr liebenswürdig ist, weil er viel Geld eingenommen hat, fort; er heißt seine Frau einmal über das andere ‚mein Liebchen' und ‚mein Herzchen', und sie läßt sich geduldig auf die Wangen klopfen; die Commis schmeicheln den Mägden, die über ihre Herrschaften schimpfen, und Alles ist vergnügt.

Nun stehen wir vor dem Laden der Krämerin in der St. Antonius-Vorstadt, wo wir heute Morgen die Jungfern Ernestine und Honorine mit auf die Arbeit gesenkten Blicken, nicht wagend, den Kopf nach den Fenstern zu drehen, zurückließen, während sie die Krämerin schalt, weil sie die Strophe eines Liedes trällerten.

Es ist seit heute Morgen eine große Veränderung vorgegangen.

Fräulein Ernestine sitzt noch im Comptoir, aber statt zu arbeiten liest sie einen Roman.

Honorine sitzt bei der Thüre und singt, indem sie sich mit einer Stickerei zu beschäftigen scheint, halblaut die Romanze aus Guido:

„Ach! sie entschwand wie ein Schatten!"

und heftete ihre Blicke häufig auf einen gegenüber befindlichen Leinwandladen, wo sich ein kleiner Commis aufhält, der, weit entfernt, zu entschwinden, wie ein Schatten ihr zuwinkt, und während er seine

Waaren aufhebt, sehr deutliche Pantomimen herüber macht.

Wie kommt es, daß diese Jungfern heute Abend so viel Freiheit genießen? Wo ist die strenge Krämerin, deren trockene, barsche Worte Furcht einflößten und die Heiterkeit verscheuchten?

Wir wollen in den Hintergrund des Ladens treten: dort finden wir diese Dame in Gesellschaft eines alten Militärs, desselben, von dem wir vor dem Essen gesprochen haben.

Mehrere Tage waren verstrichen, ohne daß sich der alte Krieger bei der Krämerin gezeigt hatte, und sie empfand bereits alle Aengsten eines hoffnungslos liebenden Herzens.

Wenn man den Frühling und sogar den Sommer des Lebens hinter sich hat, müssen diese Angstgefühle weit lebhafter sein als in früheren Jahren, da das Kapitel des Trostes Einem nichts mehr zur Beruhigung bietet.

Gegen Abend war jedoch der alte Soldat gekommen, der Kaufmannsfrau seine Huldigungen darzubringen. Man hatte ihn aufgenommen wie den verlorenen Sohn; zwar hatte man kein gemästetes Kalb geschlachtet, aber ihn zu einem Hühnchen mit Oliven eingeladen, welches die Köchin der Madame so vortrefflich zuzubereiten wußte, daß man im ganzen Quartier davon sprach.

Nachdem der Kriegsmann sich eine Weile gesträubt, hatte er endlich die Einladung zum Mittagessen angenommen, und die Köchin, als ob sie die Gefühle

ihrer Herrin errathen hätte, sich an diesem Tage selbst übertroffen.

Ein Dichter, der das menschliche Herz oder vielmehr den menschlichen Magen sehr gut kannte, hat gesagt:

„Mit Gastmahlen regiert man die Menschheit!"

Und in der That, wie viel Pläne, Absichten und Intriguen sind nicht von jenem römischen Kaiser, der seinen Koch zum Senator erhob, weil er eine vortreffliche Sauce erfunden hatte, von Heliogabal und Lucullus an, welche man mit Recht die Restoratoren des Reichs hätte nennen können, durch die Macht der Mahlzeiten durchgeführt worden! Sie sind ein bedeutendes Hülfsmittel, dessen man sich mit gleicher Wirkung immer wieder bedient.

Daraus könnte man schließen, daß die Menschen viel auf das Essen halten.

Warum sollte man dieses bezweifeln, da wir doch alle Tage vor und sogar nach dem Essen so viele Leute, gleichsam in Bewunderung versunken, vor Cherets Laden, vor dem Hotel der Amerikaner, kurz vor allen bedeutenden Victualien-Niederlagen stehen sehen?

Ich sah eines Tages einen sehr gut gekleideten, voll und wohlgenährt aussehenden Herrn fünf Minuten lang, ohne die Augen abzuwenden, auf einen prächtigen Seekrebs hinstarren; da es mir aber zu langweilig wurde, diesen Herrn weiter zu beobachten, entfernte ich mich; ich kann somit nicht sagen, wie lange er noch in diesem Zustand der Bewunderung vor den Consumtibilien verharrte.

Dieser Herr kam mir vor wie die Palamiten.

Ihr wißt vielleicht nicht, was die Palamiten sind, deßhalb erkläre ich es euch: dieß waren griechische Mönche, die sich im vierzehnten Jahrhundert dem beschaulichen Leben widmeten und es durch unabläßiges Betrachten ihres Nabels dahin brachten, sich in Extasen zu versetzen und das reine Licht des Himmels zu erblicken. Constantinopel war voll von diesen, vom Kaiser Johann Paleologius begünstigten Frommen, die Tage lang unbeweglich auf einem Stuhle saßen und in Erwartung der himmlischen Erscheinung auf ihren Nabel hinstarrten. Man nannte sie daher auch Palamiten oder Nabelgucker.

So gierig mir auch dieser Herr vorkommen mochte, den ich vor Chevet stehen sah, so muß ich doch bekennen, daß ich die Betrachtung eines Seekrebses oder einer Gänseleberpastete noch weit eher begreife, als die seines Nabels.

Aber über alle diese Dinge haben wir die Krämerin und ihren Gast, den alten Kriegsmann, vergessen, der, nachdem er das Essen vortrefflich gefunden hatte, einzusehen begann, daß sein Ruhestand sehr angenehm sein müßte, wenn er mit solchen Hühnchen und so edeln Weinen versüßt wäre; beim Braten wurde er daher sehr galant, beim Zwischenessen wagte er eine Erklärung und beim Nachtisch setzte man die Heirath fest.

Und die Krämerin sagte in ihrem Entzücken zu den beiden Ladenjungfern: „Hören Sie auf, Sie haben genug gearbeitet.“

Die Jungfern machten von dieser Erlaubniß Gebrauch und priesen die Köchin, deren Talent diese glückliche Veränderung herbeigeführt hatte.

Indem wir weiter in der St. Antonius-Vorstadt vorwärts gehen, begegnen wir zwei Arbeitern, die Arm in Arm einherkommen und die besten Freunde von der Welt zu sein scheinen.

Peter und Gravouillet sind es, die sich Morgens im Streite getrennt hatten; als sie aber Abends in der Schenke zusammentrafen, hatte Peter zu Gravouillet gesagt: „Du bist böse, aber ich bin es nicht; Du kannst nicht allein Händel haben. Ich bezahle eine Flasche, wenn Du mir glaubst, daß man Dich bei der Obsthändlerin falsch berichtet hat."

Gravouillet ging darauf ein; in einiger Entfernung von der ersten Schenke will er auch eine Flasche bezahlen; etwas später regalirt ihn Peter wieder. Wenn sie so fortmachen, erreichen sie ihre Schlafstelle nie mehr; indeß ist doch die lebhafteste Freundschaft an die Stelle der Feindseligkeit getreten und man hört sie auf dem ganzen Wege wiederholen: „Du bist mein Freund!"

„Ewig! bis in den Tod!"

„Und die Freunde bleiben Freunde!"

„Gut gesprochen!"

„O Freund, komm', gib mir einen Kuß."

Und die beiden Männer stehen mitten auf der Straße still, um sich zu küssen. Das ist sehr rührend!

Nun kommen wir auf die Boulevards.

Alles ist beleuchtet, die großen und die kleinen Kaffeehäuser, die Theater, die Gerüste, die Marionetten, die Wachsfiguren-Cabinete, die Schauspiele und Curiositäten, die Gaukelei- und Bänkelsänger-Buden.

Alles ist in Bewegung und die Menge drängt sich um die Marktschreier, die Hanswurste und die großen Zelte, auf die man, um Einem einen Begriff von dem, was innen gezeigt wird, beizubringen, Frauen hingemalt hat, die Bärte haben wie die wahrhaftigen Bären; Männer, die das Mannesalter erreicht haben, ohne ein Härchen am Leibe zu haben, wovon man nach Wunsch sich überzeugen kann; Löwen, die sich ohne Widerstand prügeln lassen, und Tiger, die Einem wie der beste unserer Freunde einen Patsch geben.

Die Menge bewundert das Alles, aber sie geht nicht hinein: sie weiß, daß das Aeußere weit unterhaltender ist als das, was sich hinter dem Vorhange befindet.

Dort gehen Mägde mit Rekruten spazieren und geben willig den verführerischen Reden derselben Gehör, denn Abends haben sie ihre Breimarder nicht bei sich. Die Herrschaft ist ausgegangen und hat ihnen befohlen, auf die Kinder Acht zu geben, aber kaum ist dieselbe zur Thüre hinaus, so legen die Mägde die Kinder zu Bette, machen von der Ruthe Gebrauch, wenn die Kleinen behaupten, sie hätten keinen Schlaf, und eilen auf das Boulevard, um den Freund mit der rothen Hose aufzusuchen.

Jene Pärchen aber, die ihr im Schatten hinschleichen und hauptsächlich die am wenigsten besuchten Alleen einschlagen seht, bestehen nicht ausschließend aus Kindsmädchen und ihren Liebhabern.

Nach dem Mittagessen sind die Grisetten nicht mehr so scheu, die kleinen Nätherinnen nicht mehr so spröde, selbst die Loretten werden etwas humaner; Abends geht man nicht aus, um Arbeit zu suchen oder auszutragen, man geht vielmehr spazieren, und es ist sehr trübselig, allein spazieren zu gehen; der Arm eines Herrn ist da eben so angenehm als nothwendig. Die Frau muß sich auf den Mann stützen, wie der Greis auf das Rohr, gleichwie sich der Epheu um die Ulme schlingt, kurz, wie eine Menge Dinge, die ich nicht alle anführen kann.

Wenn wir uns Etwas auf den Boulevards umsehen, so werden wir, ich bin es überzeugt, jenem jungen Manne und jener jungen Dame begegnen, welche sich vor dem Essen so barsch, ja fast im Verdrusse verlassen haben. Da sind sie Beide: sie gehen verliebt in der düstersten Seitenallee spazieren; sie wechseln zärtliche, leise Worte. Nun sind sie einig.

Nachdem der junge Mann seinen Antheil an der Truthenne mit Trüffeln verspeist hatte, fühlte er die Liebe noch heftiger in seinem Herzen erwachen. Dann kehrte er reuevoll an den Ort zurück, wo sie sich Morgens Stelldichein gegeben hatten, indem er hoffte, die Sympathie werde auch seine Geliebte herbeiführen; diese war zufällig vorbeigekommen und

hatte dem Geliebten, überglücklich, nur eine Truthenne mit Trüffeln zur Nebenbuhlerin zu haben, verziehen.

Verlassen wir die Boulevards.

Ich will euch nicht den Vorschlag machen, in das Quartier der Hallen zurückzukehren, obgleich es jetzt so still dort ist, als es Morgens lärmisch war. Ruhe ist nun an die Stelle des Geschreis, des Schimpfens und der Streitigkeiten getreten; die Hallen sind jetzt verlassen, Käufer und Verkäuferinnen haben sich entfernt.

Wir gelangen rasch in die Altstadt, deren Bewohner einen Spaziergang außerhalb ihres Quartiers aufsuchen.

Was den Justizpalast betrifft, so wird Abends nicht plaidirt, und der Frieden ist ebenfalls hergestellt, weil Niemand mehr darin ist.

Zieht übrigens hieraus nicht den betrübten Schluß, daß die Menschen nicht ohne Streit beisammen sein könnten! Nein, wahrhaftig nicht! Werft zum Beweise des Gegentheils einen Blick in den Saal dieses Gasthauses. Dort sitzen Advokaten, welche diesen Morgen gegen einander plaidirten, sich spitze Worte und heftige Sarkasmen erwiederten! Seht sie miteinander anstoßen und Champagner schlürfen; sie scherzen selbst über das, was sie heute früh im Gerichtssaal zu einander gesagt haben.

Glaubt daher nicht an die Ueberzeugung dieser Advokaten, die behaupten, sie vertheidigen bloß gerechte Sachen. Diese Herren betreiben ihr Gewerbe

und weiter nicht, und der, welcher bei Vertheidigung einer schlechten Sache am meisten Ueberzeugung heuchelt, zeigt am meisten Talent.

Dieses Alles beweist, daß die Prozeßführer den Champagner bezahlen müssen, welchen diese Herren trinken.

Gehen wir in ein Kaffeehaus. Nach dem Essen strahlen diese in ihrem ganzen Glanze, erstens weil sie beleuchtet und zweitens weil sie voll Menschen sind. Fast alle Tische sind besetzt und jetzt hat es ein anderes Ansehen als vor dem Essen: statt der kalten, trockenen, ernsten Gesichter, die, ohne Etwas zu verzehren, die Journale lasen, seht ihr jetzt lauter heitere, fröhliche Gesichter.

Der alte Herr lächelt sein Täßchen Kaffee an; die jungen Leute bei der Punschbowle müssen sich ganz fidel unterhalten, denn sie brechen oft in ein schallendes Gelächter aus; dort sitzt ein altes Pärchen, welches sich mit Gloria* bedienen läßt; dort verzehrt ein Herr ein Glas Eis.

Die Herren, welche heute Morgen auf dem Punkte waren, sich wegen den Rundbewegungen einer Tänzerin zu schlagen, spielen ihren Kirschengeist und ihren Rum miteinander auf dem Billard heraus: die Uneinigkeit vom Morgen ist ganz vergessen; selbst der Anblick der Dominospieler ist heiterer und lustiger geworden; die oft schleppende Unterhaltung vom Morgen ist jetzt lebhaft, sprudelnd, aufgeregt.

Es gibt Leute, die nach einer guten Mahlzeit

* Kaffee mit Zucker und Branntwein.

beinahe geistreich sind. Welches Leben, welches Treiben in diesem Kaffeehaus!

Man kommt, geht, setzt sich, steht auf. Die Kellner rennen von der Küche zur Tafel, von der Tafel in's Comptoir, und alle Augenblicke befiehlt man etwas Anderes.

„Hierher, Kellner!"

„Punsch!"

„Eine Tasse Kaffee!"

„Hier, mein Herr."

„Bringen Sie Bier!"

„Ein Domino!"

„Geben Sie mir die Audience."

„Sie wird gerade gelesen, mein Herr."

„Reissuppe."

„Ich hätte gerne die Debats."

„Acht auf hundert?"

„Wer hat den Messager verlangt?"

„Wir wollen uns hierher setzen."

„Hier?"

„Nein, dort, jener Platz ist besser."

„Thee mit Syrup und Milch für diesen Herrn!"

U. s. w. u. s. w. u. s. w.

Im Vorbeigehen betrachtet ihr die schönen Ellenwaarenlager. Die Commis genießen die Süßigkeiten des Abends; jetzt finden sich nur noch wenige Käufer ein. Der Chef des Hauses ist in das Theater gegangen und die jungen Leute können mit einander plaudern und lachen.

Hier wird nicht wie bei dem Gewürzkrämer von

den alten Basen des Quartiers geschwatzt und geträtscht, hier machen sich die Handlungscommis, wovon die meisten achtzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt, also mehr oder minder verliebt sind, ihre vertraulichen Mittheilungen.

Wer ist in diesem Alter nicht verliebt? Wer hat in dieser Periode seines Lebens nicht eine, zwei oder drei Leidenschaften in seinem Herzen?

Und wenn das Herz so voll ist, so ist es natürlich, daß man sich gerne gegen seine Kameraden äußert, und abgesehen davon behauptet jeder dieser Herren, eine sehr hübsche Geliebte zu haben, ja, sie überbieten sich gegenseitig im Lobe derselben.

„Meine Leinwandhändlerin hat wunderhübsche russisch-blaue Augen!"

„Die meinige hat schwarze, diese gefallen mir besser."

„Der Fuß meiner Geliebten ist nicht größer als ein Brödchen!"

„Wenn Sie ein Kümmelbrödchen meinen, ist er lang genug."

„Ach nein, ein Kreuzerbrödchen!"

„Mein Schatz hat Zähne wie Perlen, es fehlt ihr nicht ein einziger, sie sind alle zweiunddreißig gleich schön."

„Meine Dulcinea hat vierunddreißig!"

„Vierunddreißig! das ist nicht möglich, so viel hat Niemand."

„Ach, wie dumm! ich habe Frauenzimmer gekannt, die vierzig hatten."

„Das müssen Löwinnen gewesen sein."

„Ah, bravo! das ist ein herrliches Wortspiel."

Muth, meine Herren, rühmt immerhin die Reize eurer Schönen; das ist galanter, als wenn ihr übel von ihnen sprechen würdet.

Der Tag gehört der Arbeit, der Abend dem Geplauder, und was die Nacht anbetrifft, so geht uns diese nichts an.

Wer ist aber jenes Individuum, welches so stolz und gespreizt auf dem Trottoir einhergeht, weder links noch rechts ausweicht, Jedermann mit Lächeln und einer Miene der Selbstzufriedenheit anblickt, in der sich ausdrückt: „Ich bin sehr glücklich, sehr vergnügt; der Abend gehört mir, jetzt bin ich mein Herr! Sobald es fünf Uhr geschlagen hat, bin ich so frei wie der Vogel in der Luft! Ich genieße meine Freiheit aber auch, ich benütze sie, denn ich bleibe Abends nie zu Hause."

Dieser Herr ist ein Beamter, einer von denen, die wir alle Morgen zur selben Stunde — so regelmäßig wie die Linien eines Notenblattes — vorbeigehen sehen.

Vor dem Essen sind die Beamten nicht Herren ihrer selbst: ihre Zeit, ihre Arbeit, ihr Talent, ihre Buchstaben, selbst ihre Feder, mit einem Wort Alles gehört der Regierung, die sie bezahlt; bis fünf Uhr müssen sie sich einer vollkommenen Selbstverleugnung unterwerfen.

Aber wie freudig machen sie Gebrauch von ihrer Freiheit, wenn sie ihre Bureaux verlassen haben!

Könnt ihr euch nun noch wundern über die merkliche Veränderung, die jetzt mit dieser zahlreichen Klasse von Individuen vorgeht? Und wenn ihr sie Morgens steif, barsch, unangenehm, manchmal sogar unhöflich gegen die, welche mit ihnen zu thun haben, gefunden habt, so verzeiht ihnen, denn dieses muß bloß eine Folge der langweiligen bureaukratischen Geschäfte sein.

Sehet ihr sie nach dem Essen, so werdet ihr ganz erstaunt sein, in denselben Wesen, die ihr Morgens so gelangweilt und langweilig gefunden habt, heitere, liebenswürdige, geistreiche Menschen zu finden.

Jetzt könnt ihr auch in's Theater gehen, denn dieses existirt eigentlich bloß Abends. Jenen veralteten Koketten gleich, welche sich bei Tage nicht sehen lassen, weil sie da die Reize vorbereiten, womit sie euch zu verführen gedenken, empfangen die Theater ihre Besuche erst nach dem Essen, aber dann entfalten sie alle ihre Pracht und allen ihren Pomp, um eure Augen und Ohren zu verführen, euern Geist zu bezaubern und euer Herz zu umstricken; und es gelingt ihnen häufig, denn nach dem Essen, wo unser Kopf noch voll von den Dünsten eines edeln Weines ist, sind wir weit mehr geneigt, uns verführen zu lassen.

Wir wollen unsern Abendspaziergang mit der Rückkehr in den Saal des Capitalisten beschließen,

wo wir Männer von allen Parteien und Farben versammelt gesehen haben, die anfangs ernste Unterhaltung lebhaft, beißend, stürmisch geworden war und zur Befürchtung ernstlicher Streitigkeiten zwischen diesen Herren, die so verschiedene Meinungen hatten und von denen keiner dem andern Etwas einräumen wollte, Veranlassung gegeben hatte.

Sehet sie jetzt wieder an, wo alle ihre Gespräche mit Champagner angefeuchtet wurden: die Herren sind nachgiebig, versöhnlich, sogar optimistisch geworden.

Der alte Marquis leugnet nicht mehr, daß Napoleon ein großer Feldherr war.

Der ehemalige Offizier des Kaiserreichs gibt zu, daß sich die Franzosen in Algier vortrefflich geschlagen haben.

Der Advokat gelangt allmälig zu der Ueberzeugung, daß die Republiken Rom und Athen mit dem Ostracismus und der Arena Mißbrauch getrieben haben.

Der Künstler entschuldigt die Mode der Fräcke und runden Hüte; selbst der Expräfekt zeigt sich geneigt, der Regierung zu vergeben, wenn man ihn wieder in sein Amt einsetzt.

Und Sie, meine Damen, ahmen Sie diese Herren nicht auch nach? Ich meine, Ihre Worte seien sanfter und Ihre Blicke nicht mehr so strenge.

Ich bemerke sehr lebhafte Unterhaltungen zwischen den jungen Leuten und einigen dieser stolzen Schönen, welche sich vor dem Essen stellten, als ob

sie jene nicht kennten und sich jetzt sehr herablassend zeigen.

„Was soll das Alles beweisen?“ werdet ihr euch vielleicht fragen.

Das soll beweisen, daß die Menschen im Allgemeinen nach dem Essen besser sind als vor demselben; sie fühlen, wenn die Bedürfnisse des Magens befriedigt sind, eine Behaglichkeit, die sie mehr zur Nachsicht stimmt. Beobachtet diese pathognomischen Zeichen und sucht sie zum Vortheil der Moral zu benützen.

„Aber,“ werdet ihr mir entgegenhalten, „wie ist es mit solchen, die nichts zu essen haben?“

Ha, wahrhaftig! diesen bleibt das Recht, schlechter Laune zu sein. Deßhalb muß man aber auch die Dinge so ordnen, daß Alle zu essen bekommen.

Die Mägde der Frau Bouracand.

Domestica facta!

Wenn Sie nicht alt werden wollen, so wechseln Sie weder Ihre Wohnung, noch Ihre Bedienung.

Dieser Rath könnte Ihnen vielleicht unrichtig scheinen und Sie werden mir sagen: „Die Zeit geht ihren Gang, mag ich nun im Marais oder in der Chaussee d'Antin wohnen, mich von einer Picardierin oder einer Normännin bedienen lassen."

Ich antworte Ihnen, daß nicht alt werden so viel ist, als alt werden, ohne es zu bemerken.

Aber Sie werden mir vielleicht wiederum entgegnen, daß andere Leute dieses an ihrer Stelle bemerken werden!

Was liegt Ihnen daran? Sie lachen die andern Leute aus.

Herr Bouracand war ein kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren; in seiner Jugend hatte er mit Gemälden gehandelt und im reiferen Alter einen sehr ausgesprochenen Geschmack für die Künste behalten.

Herr Bouracand war nie hübsch gewesen: er hatte kleine Augen, eine sehr lange Nase, einen sehr großen Mund und ein Kinn, das nie in eine Cravatte sich geschmiegt hatte. Er war nicht gut gewachsen, denn er rieb die Kniee aneinander, wenn er

ging, und besaß nicht einmal einen Anschein von Waden; trotzdem betete ihn seine Gemahlin an, die auf der ganzen Welt sich nichts Schöneres denken konnte als ihren Gatten.

Weil die Liebe uns blind macht, so darf man sich nicht wundern, daß man die Leute schön findet, die man liebt. Madame Bouracand war merkwürdig blind und ihre Leidenschaft ging bis zur Eifersucht, und diese lächerliche Eifersucht machte ihren Gemahl oft unglücklich.

Es ist manchmal ein Unglück, von seiner Frau angebetet zu werden.

Madame Bouracand war eine große Frau, die früher sehr schön gewesen sein mußte; sie hätte eine Kokette sein, Liebhaber haben und ihren Mann hintergehen können, so viel ist gewiß.

Sie zog es vor, ihren Gemahl anzubeten, der sehr häßlich war und wenig Geist hatte. Es gibt schöne und geistreiche Leute, denen dieses Glück nie begegnen wird.

Aus der Vereinigung der beiden Eheleute waren zwei Mädchen entsprossen, welche zum Glück nicht das Ebenbild ihres Vaters waren, was zudem noch beweist, daß man seinem Manne sehr treu sein und ihm Kinder schenken kann, die manchmal Nachbarn oder vertrauten Freunden gleich sehen. Die Natur ist entsetzlich bizarr in ihren Launen.

Die kleinen Bouracand hießen: die eine Adele, die andere Eugenie.

Sie waren ganz und gar wie alle kleinen Mäd-

chen ihres Alters, lernten wenig, spielten meist und hatten keinen ausgesprochenen Beruf für irgend ein Talent, was ihre Eltern sehr tröstete, denn sie hatten gehört, daß Wunderkinder nicht lange leben.

Die Familie Bouracand bewohnte eine hübsche Wohnung auf einem Kai.

Der ehemalige Gemäldehändler hing an seinen Gewohnheiten; statt Geistes hatte er gesunden Menschenverstand, was manchmal mehr werth ist; und auch er fand, daß nichts so sehr alt macht, als die Veränderung der Wohnung und der Umgebung.

Er behielt seine Wohnung, die heiter war, und seine Magd, die seit zehn Jahren bei ihm diente, und er schmeichelte sich, immer seine Wohnung und seine Magd zu behalten und das angenehme Leben, das er führte, fortzusetzen, ohne je Etwas an seinen Gewohnheiten zu ändern.

Allein ihr wisset, daß die kleinsten Ursachen oft die größten Veränderungen herbeiführen.

Eines Tages blieb Herr Bouracand sehr lange am offenen Fenster stehen, um dem Laufe des Wassers zuzusehen. Das ist ein sehr unschuldiges und nicht ganz unpoetisches Vergnügen.

Herr Bouracand hatte keine Absicht dabei; er machte keine Verse auf die Wellen des Flusses, die schon so viele Poeten begeistert haben, aber er zog sich einen Schnupfen zu.

Es gibt tausenderlei Mittel gegen den Schnupfen

und Herr Bouracand hatte gehört, das beste sei, wenn man sich die Nase mit Unschlitt reibe.

Madame Bouracand hatte sich schon lange zur Ruhe gelegt, als sie die Stimme ihres Mannes in der Küche zu vernehmen glaubte; sie stand auf, ging hinaus und fand Herrn Bouracand, der sich im Nachtgewande von seiner Magd die Nase mit einem Lichte schmieren ließ.

Eine eifersüchtige Frau sieht in den unschuldigsten Handlungen etwas Unrechtes; die Gattin des Gemäldehändlers wird purpurroth und schreit, wüthende Blicke auf die Magd werfend: „Was machen Sie da?"

„Sie sehen es ja: ich lasse mir von Dorothea die Nase mit Talg einschmieren."

„Was soll das heißen, mein Herr?"

„Das soll heißen, daß ich einen Schnupfen habe, und man hat mich versichert, dieß heile ihn am besten."

„Und Sie konnten sich die Nase nicht selbst einschmieren?"

„Ich rühre nicht gern Unschlitt an."

„Ei, mein Herr!"

Damit stößt Madame Bouracand ihren Mann vor sich her, und ruft, im Zimmer angekommen, aus: „Sie sind ein schändliches Ungeheuer!"

„Warum? weil ich Unschlitt auf der Nase habe?"

„O, das sind leere Ausflüchte. Und wenn Sie der Meinung sind, ich lasse mir so Etwas weiß machen..."

„Wie so?"

„Ja, Ihr Schnupfen ist ein Vorwand; Sie waren mit Jungfer Dorothea in der Küche!... O, ich habe schon längst Etwas geahnt! Ich sah es schon, wie Sie ihr Blicke zuwarfen!"

„Blicke zuwarfen! wem?"

„Sie verstehen mich ganz gut. Sie haben ein Verhältniß mit der Magd."

„Ich ein Verhältniß mit der Magd? Sage mir, liebe Freundin, träumst Du noch?"

„Nein, ich träume nicht! Jetzt wundert es mich nicht mehr, warum Sie dieselbe so nachsichtig behandeln... Sie zanken sie nie."

„Du zankst genug für uns Beide."

„Man könnte glauben, Sie fürchten sich, ein Wort an sie zu richten... Sie haben bei Tische nicht einmal den Muth, einen Teller von ihr zu verlangen."

„Ach, was fällt Dir ein, Frau!"

„Nein, Sie wagen es nicht! Aber ich dulde diese Schlechtigkeit nicht länger. Ich jage die Jungfer Dorothea fort."

„Das heißt, Du jagst ein Mädchen fort, welches schon zehn Jahre bei uns dient und an das wir gewöhnt sind!"

„Ja, ja, ich glaube, daß Sie nur zu sehr an sie gewöhnt sind!"

„Madame Bouracand, Sie sind eine Närrin. Wenn Sie das Mädchen fortschicken, machen Sie eine Dummheit. Sie hat zwar ihre Fehler, aber es ist keine tadellos; man darf sich noch glücklich schätzen, wenn die Fehler nicht vorwiegen. Sie dürfen die

Dorothea nicht fortschicken, weil ich es nicht zugebe; wir würden es bald bereuen und ich kann die neuen Gesichter nicht leiden."

Herr Bouracand zeigte bisweilen Charakter; wenn er schrie, schrie er tüchtig; wenn er böse wurde, kannte man ihn nicht mehr.

Madame gab keine Antwort und sprach am folgenden Morgen nicht mehr davon, die Magd fortzuschicken, aber sie hatte sich in den Kopf gesetzt, nicht nachzugeben, und sie wußte wohl, daß sie ein Mittel finden würde, ihre Absicht zu erreichen.

Nach Verlauf einiger Tage waren weder das Frühstück noch das Mittagessen zu rechter Zeit fertig, die Möbeln waren nicht gehörig abgestäubt, es ging Alles im Hause verkehrt, und man hörte von Morgens bis Abends Madame Bouracand über ihre Magd klagen.

Eines Tages deutete Madame auf ein Möbel und sagte zu ihrem Mann: „Sehen Sie, es ist Alles voll Staub, aber Sie wollen Ihre Magd behalten."

Herr Bouracand näherte sich dem bezeichneten Gegenstand, sah nichts und schwieg. Ein anderes Mal hielt ihm seine Frau einen silbernen Löffel unter die Nase und sagte: „Riechen Sie daran, Herr Gemahl."

Herr Bouracand beugte sich auf den Löffel herab, roch aber nichts; allein Madame schrie: „Wir haben gestern Fische gegessen und man riecht es heute noch ... das ist sauber!"

Herr Bouracand dachte bei sich: „Ich meine doch, man esse die Fische nicht mit dem Löffel!“ Aber er schwieg, um keine Händel anzufangen.

Später brachte Madame ihrem Manne alle Tage eine Casserole, damit er sie betrachte, und sagte: „Sehen Sie, man sorgt durchaus nicht für unser Küchengeräthe, es wird nie gefegt; am Ende vergiftet man uns noch! Aber Sie wollen Ihre Magd behalten.“

Da dieß Alles übrigens nichts nützte, trat Madame Bouracand eines Morgens, blaß, mit aufgelösten Haaren und beinahe entstellten Zügen vor ihren Mann, sank auf einen Stuhl nieder und rief aus: „Sie muß fort, oder ich verlasse das Haus, Sie haben die Wahl!“

„Was gibt es denn wieder, Frau?“

„Was es gibt?... Das Mädchen hat mich beleidigt... ja, mein Herr, beschimpft sogar! Sie hat gesagt... wie abscheulich!... sie hat gesagt: sie sei, was ich sei!“

„O, der Teufel! das scheint mir wirklich sonderbar! So weit haben Sie sie also gereizt?... Sie behandeln sie seit einiger Zeit wie eine Sklavin. Bedenken Sie, Madame, daß die Dienstboten auch Menschen sind; diese Leute sind an und für sich schon unglücklich genug, daß sie dienen müssen, man braucht sie nicht noch von Morgens bis Abends zu demüthigen. Gegen mich waren die Dienstboten immer höflich; ich behandle sie jedoch auch, wie es sich gehört.“

Aber die vernünftigsten Gründe eines Mannes helfen nichts gegen den Eigensinn einer Frau. Da Herr Bouracand wieder Frieden in seiner Ehe haben wollte, ließ er Dorothea fortschicken.

Madame Bouracand wurde wieder sanft, liebenswürdig, reizend, und sagte zu ihrem Manne: „Morgen bekommen wir eine neue Magd; Du sollst sehen, wie gut wir bedient werden! Sie ist rechtschaffen und die Tugend selbst... es ist eine Picardierin, sehr reinlich, sehr lebhaft, spricht recht ordentlich, und was das Kochen anbetrifft, so scheint sie voll der besten Anlagen dazu."

„Um so besser, Madame; es wäre mir lieb, wenn wir sie behalten könnten."

Die Magd kam; sie hieß Catharine.

Herr Bouracand warf bloß einen Seitenblick auf die Neuangekommene; er war der Ansicht, daß man, ehe man sein Urtheil über diese Magd aussprechen könne, sie wenigstens vorher einen Monat oder sechs Wochen kennen müsse.

Madame Bouracand, welche die Menschen auf den ersten Blick beurtheilte und sich nie zu täuschen behauptete, war am ersten Tage entzückt über ihre neue Bedienung und wurde nicht müde, Catharine zu loben.

Am zweiten Tage war ihr Entzücken weniger lebhaft.

Am dritten Tage ließ Madame Bouracand, welche nicht die Absicht hatte, ihr Essen immer selbst zu besorgen, dasselbe durch die Magd kochen.

Die Magd, die voll der besten Anlagen zur Kochkunst war, trug eine Suppe auf, in welcher der Löffel stecken blieb, die Cotelettes waren zu Kohlen verbrannt, das Huhn war ausgemergelt und der Salat weder gelesen noch gewaschen.

Herr Bouracand verzog das Gesicht, schwieg aber. Die beiden kleinen Mädchen schrieen an Einem fort: „Ach, wie das so verbrannt riecht!... Mein Gott, der Salat ist ja ganz sandig!"

Madame Bouracand brachte das Gespräch auf die Politik, damit ihr Mann weniger auf das Essen achten sollte.

Nach Verlauf von acht Tagen überzeugte man sich, daß die Picardierin, voll der besten Anlagen zur Kochkunst, nicht einmal Eier hart sieden konnte.

Man entließ sie wieder.

Drei Tage darauf trat Madame Bouracand mit strahlender Miene in das Arbeitszimmer ihres Mannes und sagte: „Morgen bekommen wir eine andere Magd und ich bin gewiß, daß Du mit dieser zufrieden sein wirst."

„So viel ich meine, handelt es sich nicht darum, daß ich zufrieden sei, das ist nicht die Hauptsache."

„Doch, doch, sie muß Dir recht sein!... O, es ist ein Mädchen, das vorzüglich kochen kann; erstens weiß sie allerlei Leckerbissen zuzubereiten... zum Beispiel aufgezogene Pfannkuchen... nicht wahr, die ißt Du gern?"

„O, zuweilen... bei Gelegenheit."

„Du liebst sie sehr, ich weiß es; künftig wollen

wir oft welche essen. Es ist eine Flamänderin, ein gutes, dickes Mädchen, mit einem heitern, lebensfrohen Gesichte, flink, rechtschaffen, die Tugend selbst. Unsere Spezereihändlerin steht mir gut für sie; ich bin überzeugt, wir können sie brauchen und behalten."

„Gott gebe es!"

Tags darauf sah Herr Bouracand ein großes, dickes Mädchen in seinen Dienst treten, deren Aeußeres Gesundheit und Heiterkeit ausdrückte.

Jungfer Desiree (so heißt die neue Magd) ist so lustig und lebhaft, daß sich ihre Herrin daran ergötzt; sie hat in einem Nu ihre Geschäfte vollendet.

Madame Bouracand suchte freudetrunken ihren Mann in seinem Cabinet auf.

„Sehen Sie," begann sie, „so ist es, wenn man eine flinke Magd hat. Jetzt ist die ganze Haushaltung um halb zwölf Uhr fertig, während bei Ihrer Dorothea die Zimmer oft um ein Uhr noch nicht ausgekehrt waren. Wir essen heute aufgezogene Pfannkuchen zu Mittag; Desiree macht sie."

In diesem Augenblick tritt eines der kleinen Mädchen ein und sagt zu seiner Mutter: „Mama! die neue Magd hat eben die große porzellanene Salatschüssel zerbrochen."

Madame Bouracand hätte eher gewünscht, daß sich ihre Tochter die Zunge abgebissen, als daß sie ihr diese Nachricht in Gegenwart ihres Mannes überbracht hätte. Sie fängt an zu singen, jagt das Kind zur Thüre hinaus und verläßt selbst das Zim-

mer, indem sie ausruft: „Ich freue mich heute außerordentlich auf die Pfannkuchen!"

Die Zeit des Mittagessens kam herbei.

Die Familie des ehemaligen Gemäldehändlers setzte sich zu Tische.

Alles war gut. Madame Bouracand war so erfreut, daß sie sich beinahe krank aß. Die aufgezogenen Pfannkuchen wurden servirt: sie waren wunderschön, einen Fuß hoch und hatten eine prächtige Farbe.

Man speiste mit Entzücken und wagte nicht zu sprechen, um das köstliche Lieblingsgericht ungestört zu genießen, als plötzlich ein ungeheurer Lärm aus der Küche her ertönte.

„Ach, mein Gott, was ist das?" ruft Herr Bouracand aus.

Die kleine Adele geht in die Küche und kommt ganz bestürzt mit der Nachricht zurück, daß die neue Magd eine ungeheure Schichte Teller habe fallen lassen.

Herr Bouracand schneidet eine Grimasse und seine Frau sagt rasch: „Das ist ein Unglück, aber so Etwas kann Jedermann begegnen!"

„Heute hat sie schon zwei Mal Etwas zerbrochen," murmelt die kleine Eugenie, „diesen Morgen die große Sala..."

Das Kind beendigt seinen Satz nicht, denn seine Mutter gibt ihm einen Tritt und schiebt ihm zu gleicher Zeit einen Löffel voll aufgezogenen Pfannenkuchen in den Mund.

Bald darauf tritt Jungfer Desiree mit ihrer gewöhnlichen heitern, leichtsinnigen Miene ein und sagt:

„O, es ist nicht von Bedeutung, Madame! Ich habe die Teller hinunterfallen lassen, aber es sind nur elf zerbrochen; die übrigen sind glücklicher Weise noch ganz."

„Nur elf!" brummt Herr Bouracand, vom Tische aufstehend; „das scheint mir für den Einstand genug."

Am folgenden Morgen wirft Jungfer Desiree beim Reinigen der Zimmer, während sie mit einer bewundernswürdigen Lebhaftigkeit abstäubt, zwei hübsche, mit Muschelwerk verzierte Flacons hinunter, die in Stücke zerbrachen.

„Das ist auch nichts Dauerhaftes!" ruft das dicke Mädchen mit lachender Miene aus, „denn ich bin kaum daran hingekommen."

Herr Bouracand geht mit einem tiefen Seufzer in sein Zimmer.

Madame befiehlt schnell: „Desiree, Du mußt uns heute Mittag wieder aufgezogene Pfannkuchen machen, Du kannst es sehr gut!"

Die Essenszeit rückt heran. Frau Bouracand ist etwas mäßiger in Lobeserhebungen über ihre Küche, denn die neue Magd hat ihr im Laufe des Tages ihre Waschgeschirre zerbrochen, ein Vorfall, den sie sorgfältig vor ihrem Mann verborgen hält.

Als jedoch die aufgezogene Omelette aufgetragen wurde, äußerte man seinen Beifall wieder laut.

Aber beim Abdecken zerbrach Desiree ein vor Herrn Bouracand stehendes Kristallglas, woran ihm sehr viel lag, da es ein Andenken seines Vaters war.

„Das ist ein kleines Unglück," sagt die Magd; „das Glas sah übrigens recht altväterisch aus."

„Du mußt Dich besser in Acht nehmen, Desiree," versetzt Madame.

„Das arme Glas, welches mir so lieb war," ruft Herr Bouracand aus, „es stammt noch von meinem Vater her!"

„O, seien Sie beruhigt, Herr, es gibt noch mehr solche."

„Mein Lieber, willst Du noch Etwas von dem Pfannkuchen?" fragt Madame Bouracand ihren Mann.

„Nein, ich habe genug," erwiedert der arme Mann in fast weinerlichem Tone, während er wehmüthig die Scherben seines Glases betrachtet.

Am folgenden Morgen zerbricht Jungfer Desiree den Rücken eines Stuhles und die Glasglocke über der Uhr.

Madame Bouracand bestellt wieder aufgezogene Pfannkuchen.

Tags darauf zerbricht sie eine Theekanne und eine Uhr.

Herr Bouracand erklärt seiner Frau nun, daß er keine aufgezogene Pfannkuchen mehr wolle, da sie ihm zu theuer kommen.

Als Madame ihren Toilettespiegel statt in einem in sechs Stücke fand, entschloß sie sich, Jungfer Desiree fortzuschicken.

Man ist acht Tage ohne Magd.

Am neunten tritt Madame Bouracand mit befriedigter Miene auf ihren Mann zu und sagt: „Mor-

gen bekommen wir eine neue Magd. Ich glaube, daß ich endlich gefunden habe, was ich suchte; das Mädchen hat mir auf den ersten Blick gefallen. Sie ist eine Normännin, hat ein offenes, freimüthiges Gesicht und ist erst zwanzig Jahre alt; sie mag vielleicht nicht gerade die Gescheidteste sein, aber sie kann kochen, was in einer gewöhnlichen Haushaltung vorkommt. Im Uebrigen ist sie die Rechtschaffenheit und Tugend selbst; mein Fleischer hat sie mir recommandirt."

Herr Bouracand hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, nichts auf das zu antworten, was ihm seine Frau sagte, wenn sie eine neue Magd dung.

Die Normännin kommt: es ist ein fast häßliches Mädchen mit Blatternarben und schielt, aber Madame Bouracand sagt: „Man darf nicht auf das Aeußere gehen, es betrügt Einen oft schändlich; ich lasse mich nicht mehr daran kriegen!"

Trotzdem pries Madame Bouracand ihre Magd nach den ersten Tagen ihrer Ankunft unaufhörlich. „Endlich," sagte sie triumphirend zu ihrem Manne, „habe ich, was ich suchte. Das Mädchen taugt für uns: sie ist fleißig, thätig, zerbricht nichts und ist höflich; sie spricht ganz, wie es sich schickt, und ist nicht so unverschämt wie Ihre Dorothea."

Herr Bouracand schüttelt bloß den Kopf und erwiedert: „Wir wollen noch ein Bischen zusehen."

Aber bald bemerkte man, daß der Wein abnahm, der Likör verschwand, Servietten und Tücher abhanden kamen und das Silberzeug nicht mehr vollständig war.

Bei jeder Nachfrage antwortet die Normännin stets: „Madame, ich will hoffen, daß Sie keinen Verdacht auf mich haben, sonst würde ich augenblicklich Ihren Dienst verlassen."

„Nein, ich habe gewiß keinen Verdacht auf Dich, aber ich begreife nicht, wie es zugeht."

„Ihre frühern Mägde müssen Ihnen wahrscheinlich viel gestohlen haben."

„Ohne Zweifel!"

Allein Madame Bouracand hatte nicht den Muth, die Normännin zu beaufsichtigen.

Als Madame aber eines Abends unerwartet nach Hause kam, während die Magd glaubte, es sey Alles im Theater, traf sie das Mädchen, welches man ihr recommandirt hatte, wie sie ihr eben Halstücher, Strümpfe und Hemden stehlen wollte.

Am nächsten Morgen jagte man die Normännin zum Hause hinaus und blieb vierzehn Tage ohne Dienstbote.

Nach Verlauf dieser Zeit nahm Madame Bouracand wieder ihre heitere Miene an und rief ihrem Manne entgegen: „Jetzt hat es ein Ende, lieber Freund."

„Was hat ein Ende?"

„Alle unsere Plackereien mit den Mägden. Nun bekommen wir einen wahren Schatz."

„Einen Schatz?"

„Ja. O, dießmal können wir uns darauf verlassen; es ist eine Lothringerin."

„Eine Lothringerin? Das hat, meiner Ansicht

nach, nichts Beruhigendes; es gibt ein häßliches Sprüchwort über die Lothringer!"

„Du weißt wohl, daß die Sprüchwörter sich gar oft nicht bewähren. Es ist ein vorzügliches Mädchen, welches eben aus seiner Provinz kommt, die Tugend und die Rechtschaffenheit selbst..."

„Ja, ja, wie gewöhnlich!... Ei, mein Gott, wann wirst Du denn die Wuth aufgeben, Personen zu loben, die Du nicht kennst?"

„Meine Krämerin hat sich für sie verbürgt; das Mädchen heißt Gothon."

„Das ist nun in zwei Monaten, seit Du Dorothea fortgeschickt hast, die vierte!"

Jungfer Gothon tritt ihren Dienst bei der Familie Bouracand an.

Die Lothringerin ist ein ziemlich hübsches Mädchen, welches stets die Blicke zu Boden schlägt und so schüchtern aussieht wie eine Novize.

Madame Bouracand ist abermals entzückt. Man kann in der That nichts gegen die Magd einwenden: sie macht ihre Arbeit gut, kocht ordentlich und hält Alles reinlich. Man hat einen Schatz gefunden.

Aber als Madame eines Abends bälder, als sie gesagt hatte, vom Spaziergang zurückkehrte, fand sie ihren Schatz im Gespräche mit einem großen Burschen in einer blauen Blouse.

Der große Bursche macht sich eilends aus dem Staube und ruft der Lothringerin zu: „Adieu, Base."

„Du hast also Vetter?" fragt Frau Bouracand ihre Magd.

„Ja, Madame," entgegnet Jungfer Gothon, „einen ganz kleinen, der erst kürzlich hierher kam."

„Er hat mir nicht so klein geschienen!" murmelt Herr Bouracand.

„Einen Vetter kann man allerdings haben," sagt Madame, „nur soll er nicht zu oft kommen."

Kurze Zeit darauf überrascht man den Schatz in traulicher Unterhaltung mit einem Rekruten.

„Es ist auch ein Vetter von mir," antwortet Jungfer Gothon.

„Sie hat, wie es scheint, mehr als einen Vetter!" denkt der Herr des Hauses.

Als jedoch Madame Bouracand eines Morgens ihren Schatz früh wecken wollte und sich zu diesem Behufe leise in Gothons Kammer hinaufschlich, fand sie die Lothringerin bereits im Gespräche mit einem dritten Vetter.

Dießmal war der Gegenstand der Unterhaltung ein verbrecherischer.

Madame Bouracand sieht sich genöthigt, ihrem Schatze die Thüre zu weisen.

Und auf diese vier Mägde folgen im Verflusse von vier Monaten noch zwölfe.

Man probirt es mit Burgunderinnen, Perigorderinnen, Elsäßerinnen, Auvergnerinnen, kurz mit Mädchen aus allen Departements.

Nach Verlauf dieser Zeit bestellte der Herr Bouracand, dem es in seinem Hause entleidet war, weil er sich nicht an diesen ewigen Wechsel der Gesichter gewöhnen konnte, eines Morgens einen Platz in dem

Postwagen und trat in das Zimmer seiner Frau, um Abschied von ihr zu nehmen.

„Ich verändere zwar meinen Wohnort sehr ungern," sagte er, „aber da Sie einen Taubenschlag aus meinem Hause gemacht haben, will ich lieber reisen."

„Wie, mein Herr, Sie wollen sich entfernen?"

„Ja, Madame."

„Und auf wie lange?"

„Das weiß ich selbst noch nicht. Wenn Sie mit einer und derselben Magd länger als drei Monate auskommen, thun Sie mir es zu wissen, dann kehre ich zurück."

Damit reiste Herr Bouracand ab.

Zwei Jahre darauf war er noch nicht zurückgekehrt und doch hatte seine Frau schon mit siebenundzwanzig Schätzen den Versuch gemacht.

Die Walzenorgeln
und
die Zauberlaterne.

Ihr seid in eurem Studirzimmer mit dem Niederschreiben einer Scene, der Entwicklung eines Drama's oder dem Dichten von Versen beschäftigt, als plötzlich die Töne einer Orgel an euer Ohr dringen, welche die Ouverture aus der Caravane, dem jungen Heinrich oder Demophon spielt.

Nun werdet ihr euch vergeblich bemühen, nach der Melodie Demophons einen Reim zu finden! Ihr hattet gerade eure Melodie gefunden, trällert sie, während ihr euer Vaudeville dichtet, vor euch hin, aber die verfluchte Orgel zerstreut, betäubt euch und bringt euch um eure Fassung. Ihr hoffet, sie werde mit dem Schlusse der Ouverture stille sein, und da ihr diese genau kennt, sagt ihr vor euch hin: „Ein wenig Geduld; man ist bald an den letzten Takten."

Aber wenn die Ouverture zu Ende ist und ihr frisch aufathmend eure Feder wieder zur Hand genommen habt und abermals euer Liedchen trällert, fängt die Orgel auf das Neue an, spielt die Romanze aus Guido und Ginevra, dann ein Musikstück aus der Abreise des Savoyarden und endlich

den Walzer aus Robin. Es ist nicht zum Aushalten, um so mehr, als auf den Walzenorgeln die schönsten Melodien abscheulich verhunzt, verstümmelt und geschändet werden.

Wenn die Walze des Instrumentes nicht genug Noten hat, eine Melodie nach der Vorschrift des Tonsetzers zu spielen, so genirt sich der Ordner oder vielmehr der Zerstörer keineswegs, die Takte zu verändern; er versetzt, vereinfacht und beschnipfelt nach Gutdünken und Möglichkeit; dieses ist ein wahres Verbrechen, gegen welches man einschreiten sollte.

Spielt immerhin die beliebten Melodien, ihr wandernden Herren Musikanten, richtet eure Orgeln darnach ein, weil es einmal der Gebrauch ist, spielt von Morgens bis Abends zur Freude der Portiers, Mägde und Köchinnen, spielt sogar falsch, ihr habt das Recht dazu, das übersteigt eure Vollmachten nicht, aber ändert nichts an den Sätzen einer Melodie, so daß etwas ganz Anderes herauskommt, als der Compositeur beabsichtigte; laßt kein g hören, wo dieser ein es vorgeschrieben hat, oder wenn ihr nichts von den Regeln der Harmonie versteht, so mischt euch nicht in das Geschäft anderer Leute.

Der dramatische Dichter ist nicht der einzige, den die Orgeln zur Verzweiflung bringen, denn so oft eine solche Musik in den Hof eines Hauses kommt, kann man darauf wetten, daß sich ein Theil der Bewohner desselben darüber ärgern wird; in Paris wohnen gar so viele Leute in einem Hause.

Hier ist ein Handelsmann, der sich eben mit der

Durchsicht seiner Rechnungen beschäftigt und seine Einnahmen und Ausgaben vergleicht. Sein Kassenbestand ist nicht ganz in Richtigkeit; er will sehen, worauf der Irrthum beruht...

In dem Augenblick, wo sich der Handelsmann hinter dem Ohre kratzt und seine Calculs macht, kommt eine Orgel; diese begnügt sich erst nicht einmal mit dem Drehen ihrer Walze, sondern es wird auch dazu gesungen, das heißt aus Leibeskräften geschrieen:

„Fünf Sous!
Fünf Sous!
Uns häuslich einzurichten!"

Der Handelsmann weiß nicht mehr, wo ihm der Kopf steht; er addirt sechsmal dieselbe Rechnung und bringt seinen Thatbestand nicht heraus... er kommt nicht mehr in's Klare; der ewige Refrain:

„Fünf Sous!
Fünf Sous!"

saust ihm in den Ohren; der Schweiß rinnt ihm von der Stirne herab, er zerbeißt seine Feder, macht Tintenklekse auf sein Buch, kurz, er kann unmöglich richtig rechnen und daran ist allein die Orgel schuld.

In dem Nebengemache befindet sich eine junge Dame, welche die ganze Nacht auf dem Ball zugebracht hat; sie ist erst mit Anbruch des Tages, vom Tanzen, den Huldigungen und Freuden ermüdet, nach Hause gekommen, dann mußte sie sich noch entkleiden, ihre Nachtfrisur machen lassen, und sagte dabei zu ihrer Kammerzofe: „Sorgen Sie doch dafür, daß

morgen früh Alles ruhig ist, nähern Sie sich ja nicht meinem Zimmer, denn ich will lange schlafen, um mich von den Anstrengungen der Nacht zu erholen; Sie dürfen nicht kommen, ehe ich läute."

Die Kammerjungfer verspricht getreulich, kein Geräusch zu machen und Niemand zu ihrer Gebieterin zu lassen.

Die junge Dame legt sich, den Schlaf vom Himmel erflehend, zu Bette. Aber der Schlaf erfolgt nach einer Nacht, wo der Geist eben so sehr aufgeregt wurde als der Körper, nicht so leicht: unwillkürlich beschäftigt man sich noch mit der Erinnerung an die Complimente und Erklärungen, die man Einem auf dem Balle gemacht und den Artigkeiten, die man Einem gesagt hat; die Ruhe läßt sich lange erwarten.

Erst gegen neun oder zehn Uhr Morgens genießt man einen erquicklichen Schlaf; jetzt kommt eine Orgel in euer Haus, die zuweilen noch von einer Clarinette und einem Cimbelnkasten begleitet ist, und die wandernden Musikanten fangen an, den Tataren-Marsch aus Lodoïska zu spielen und prällen aus Leibeskräften:

„Auf, meine Schönen, folget uns!
Denn wisset, die Tataren,
Sie handeln als Barbaren
An ihren Feinden nur!"

Die junge Dame fährt aus dem Schlafe auf; anfangs glaubte sie sich noch auf dem Balle, bald erwacht sie aber von ihrer Täuschung und läutet heftig ihrer Kammerjungfer mit dem Ausrufe: „Mein

Gott! was ist denn das für ein Lärm? Das ist abscheulich, schändlich!... und ich bin der Ruhe so bedürftig."

Die Kammerjungfer kommt nicht auf den ersten Schall der Glocke, denn da sie auf den Schlaf ihrer Herrschaft gerechnet, hatte sie einen Tambour der Nationalgarde zum Frühstück eingeladen, den sie zuweilen auf der Treppe begegnete, weil der Feldwebel der Compagnie im Hause wohnte.

Aber Madame läutet, daß die Klingelschnur fast abreißt, und die Kammerjungfer verläßt erschrocken ihre Eier, ihren Tambour, ihren Liebhaber und ihre Tunkschnitten.

„Wie! es ist noch nicht einmal zehn Uhr," brummt sie vor sich hin, „und Madame läutet; sie wollte doch den ganzen Tag schlafen... das ist wirklich lächerlich!... Ich lade, in der Meinung, ungestört zu sein, Jemand zum Essen ein, und jetzt läßt sie mir keine Ruhe! Ich bleibe nicht in diesem Hause, wenn man mir keine Minute der Freude gönnt."

Endlich entschließt sich die Kammerjungfer, sich zu ihrer Herrin zu begeben, die sie höchst entrüstet trifft.

„Was soll das heißen, Mamselle!" schreit sie, „leisten Sie mir auf diese Weise Gehorsam?"

Die Zofe geräth in Bestürzung; sie glaubt, ihre Herrin wisse, daß sie den Tambour zum Frühstück eingeladen habe; sie stammelt eine Entschuldigung. Zum Glück läßt ihr Madame keine Zeit, zu vollenden, sondern fährt fort: „Erstens will ich wissen, warum

Sie mich eine Stunde läuten lassen und nicht sogleich kommen?"

„Madame, ich habe gerade meinen Zeisig mit Eigelb gefüttert."

„Ihr Zeisig ist, glaube ich, alt genug, um allein zu fressen; überdieß glaube ich vorzugehen, wenn ich läute, er hätte schon so lange warten können. Sagen Sie mir aber endlich, was dieses Geräusch, dieser Lärm bedeutet, der mich aufgeweckt hat, während ich so sehr der Ruhe bedürftig bin?"

„Ein Lärm?"

„Wie, Mamselle, hören Sie denn nichts? In diesem Augenblick schreit man ja wieder ‚Tataren! Barbaren!'... O, es sind freilich Barbaren! Ungeheuer sind sie!"

„Ach, Madame, es ist eine Orgel im Hofe!"

„Nun, Mamselle, konnten Sie die Orgel nicht fortschicken, oder den Leuten einiges Geld geben, damit sie mich in Ruhe schlafen lassen?"

„Mein Gott, Madame, ich hatte sie nicht gehört; ich war ganz mit meinem Zeisig und meiner Tunkschnitte beschäftigt."

„Mamselle, ich werde Ihnen Ihren Zeisig abnehmen, denn ich bin nicht gesonnen, eines Vogels wegen meinen Dienst vernachläßigen zu lassen. Schicken Sie diese barbarische Musik fort, bezahlen Sie dieselbe, damit sie stille ist und ich endlich schlafen kann."

Die Kammerjungfer vollzieht den Befehl ihrer

Herrin, wirft den Schauspielern einiges Geld hinunter, bittet sie, fortzugehen, und läßt ihren Zeisig in Freiheit.

In einiger Entfernung gibt die Orgel Veranlassung zu einer Scene anderer Art.

Eine Mutter hat erfahren, daß ihre Tochter heimlich die Briefe eines Handelscommis angenommen hat, der beständig an der Straßenecke auf diese wartet und sie immer mit Blumensträußen beschenkt.

Die Mutter, welche aus Erfahrung weiß, welcher Gefahr eine Jungfrau ausgesetzt ist, die Blumensträuße und Liebesbriefe annimmt, hat sich fest vorgenommen, ihrer Tochter eine tüchtige Predigt zu halten. Sie läßt sie auf ihr Zimmer kommen und sagt dort in einem Tone, der die Kleine fast vor Schrecken erstarren macht, zu derselben: „Wie, Fräulein, Sie nehmen hinter meinem Rücken Briefe an! Wissen Sie, wohin das führt? Wissen Sie, was ein Mann von einem Frauenzimmer denkt, welches schwach genug ist, Briefe anzunehmen?"

Eine Orgel kommt und spielt:

„O! ihr habt stolze Rechte."

Die Mutter macht eine Bewegung der Ungeduld, schweigt einige Augenblicke, und fährt dann fort: „Und was verlangt der Freche, der es wagt, an Sie zu schreiben, in seinem Briefe?"

Die Orgel spielt:

„Entzückend Bildniß! Bildniß meiner Holden!"

Das junge Mädchen beißt sich in die Lippen und wendet sich ab.

Die Mutter bewaffnet sich mit ihrem ganzen Zorne und schreit: „Fräulein, Sie hätten dem Unverschämten nie Gehör geben und ihm das erste Mal, als er sich erlaubte, mit Ihnen zu sprechen, antworten sollen..."

Die Orgel spielt:

„Knabe sprach: ich breche dich
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich
Und ich will's nicht leiden."

Jetzt kann es das junge Mädchen nicht mehr länger aushalten; sie bricht in ein schallendes Gelächter aus, die Mutter muß ebenfalls lachen, und auf diese Weise ist eine Orgel an der Unterbrechung einer Sittenpredigt schuld.

Und wie vielen andern Ereignissen, die uns nicht alle bekannt sind, ist sie schon entgegengetreten; wie vielerlei Umstände hat diese unselige Musik, die unsern Ohren nie gelegen kommt, schon herbeigeführt.

Ein kranker Greis ist entschlossen, sein Testament zu Gunsten eines Neffen zu machen, dem er viele Tollheiten verziehen hat. Die Orgel spielt einen Contretanz von Musard; das erinnert den Alten daran, daß sein Neffe auf eine sehr unsittliche Weise den Cancan tanzte; er besinnt sich eines Andern und vermacht sein Vermögen einem Andern seiner Familie, der nie tanzt.

Man setzt einer alten Dame dreißig Blutegel an einen Ort, den ich euch nicht nennen kann, welches eben keine angenehmen Empfindungen in ihr erweckt,

und sie hört während der ganzen Zeit eine Orgel in ihrem Hof die Melodie spielen:

„Ergötzet euch und springet hoch, ihr Schönen!"

Während man einem Herrn einen Zahn auszieht, spielt die Orgel:

„Wo kann man besser sein,
Als in dem Schooß der Seinen?"

Ein Mann schlägt seine Frau nach der Melodie:

„Die Ehe ist ein süßes Band."

Doch es sei genug, wir haben hinreichend bewiesen, daß die Walzenorgeln für die meisten Bewohner nichts weniger als angenehm sind.

In vielen Häusern sind die Portiers angewiesen, ihnen den Eintritt in den Hof zu verweigern; aber dann pflanzt sich diese grausame Musik vor euren Fenstern auf; sie spielt auf der Straße, auf den Plätzen, auf dem Boulevard, und ihr habt kein Recht, sie daran zu hindern; Alles, was ihr thun könnt und was gewöhnlich auch geschieht, ist, daß ihr sie bezahlt, damit sie sich entfernt.

Seit einigen Jahren hat die Zahl der wandernden Orgelspieler in Paris sehr abgenommen. Die Masse der öffentlichen Musiksäle, in denen Concerte gehalten werden, mußte den Straßenmusikanten nothwendig Eintrag thun.

Man behauptet, daß die Walzenorgeln fortgehen werden... möchten sie doch nie wiederkehren!

Es gibt jedoch eine Orgel, die wir nicht in die allgemeine Verbannung mit einschließen, nämlich

die, welche die Zauberlaterne begleitet, wenn ihr an einem kalten Winterabend eine heisere Stimme auf der Straße rufen hört: „Die Zauberlaterne! Das Wunderwerk!“

Dann blicken die Kinder zu ihren Eltern hinauf, falten ihre kleinen Händchen zusammen und bitten: „O Vater, Mutter, laßt uns das Wnnderwerk sehen.“

Gebt ihr den Wünschen eurer Kinder nach, so laßt ihr durch eure Bedienung das vorbeiziehende Schauspiel heraufrufen und seht nach einer Weile zwei Männer, gewöhnlich Auvergnaten, die wie Wasserträger gekleidet sind, in euer Zimmer treten. Der Eine trägt eine Orgel, der Andere eine Zauberlaterne auf dem Rücken.

Eure Kinder stellen sich in einen Halbkreis und ihr euch hinter sie.

Einer der Auvergnaten setzt seine Zauberlaterne auf einen Tisch, richtet Alles zur Vorstellung, man löscht alle Lichter im Gemache aus und das Schauspiel nimmt seinen Anfang.

Der Auvergnate schiebt der Reihe nach die Gläser in seine Laterne und erklärt die Bilder mit einer so eintönigen, gedehnten Stimme, daß euch gleich das Gähnen kommt; und die in den Zwischenakten spielende Orgel vermehrt eure angenehme Unterhaltung noch.

Ihr bekommt außerdem immer dieselben Gegenstände zu sehen: die Frau Sonne, der Herr Mond und die Abenteuer des kleinen Däumlings werden euch stets gezeigt.

Die Zauberlaterne erneuert ihr Repertorium nie.

Aber eure Kinder sind glücklich; ihr seht, wie die kleinen Köpfchen ganz Auge, ganz Ohr sind, nur zuweilen einen Ausruf der Freude und der Verwunderung ausstoßen, und das Vergnügen, welches eure Kinder empfinden, verleiht euch den Muth, dem Schauspiel der Zauberlaterne mit anzuwohnen.

Die Rotonde des Tempels

oder

die Kleiderhändler.

An diesen Ort ziehen sich alle Größen, aller Kleiderstaat, aller Prunk und Flitter, alle Pracht, Verzierungen, Herrlichkeiten und Gegenstände jeder Art, die in der Welt geglänzt, das Glück und den Stolz derer ausgemacht, welche sie getragen und den Neid ihrer ärmeren Nebenmenschen erregt haben, zurück, ohne zur Zeit ihres Ruhmes zu ahnen, daß sie einst so tief sinken würden.

Hierher kommt auch all der Flitterkram, der Putz, die Federn, Hüte, Mützen, Kleider und Shawls, die ihr, allerdings weit weniger frisch, wenn sie den Weg über den Temple-Markt gemacht haben, als wenn sie gerade aus den Händen der Fabrikanten hervorgehen, wieder an einer gewissen Klasse von Menschen sehet; sie verbreiten aber immer noch einigen Glanz um sich, der manche Leute, die es nicht verstehen, täuschen kann.

Die Rotonde des Tempels wurde im Jahre 1781 erbaut. Sie ist jetzt hauptsächlich zum Handelsplatz für alte Kleider bestimmt; in allen in den Galerien aufgeschlagenen Buden sind Gegenstände des Anzugs

der beiden Geschlechter ausgehängt, vorzugsweise aber Männerkleider.

Da es erlaubt ist, die Waaren auch in den Galerien aufzuhängen, so wandelt ihr durch lauter mit Kleidern jeden Alters, jeden Standes und fast jeder Klasse der Gesellschaft drapirte Gänge.

Die Jacke des Arbeiters hängt neben dem Frack des Stutzers; der Rock eines Handwerkers neben dem Paletot des Künstlers; ein Livreeanzug gegenüber von einem gestickten Gallafrack.

Die Nationalgarde-Uniform sieht man am häufigsten.

Selbst französische Leibröcke, die auf dem Ball des Herrn Präfekten figurirt, und mit Flitter gestickte Anzüge des Herrn Marquis aus früherer Zeit, die ohne Zweifel manchen Feierlichkeiten beigewohnt, in manchen Hotels geglänzt, auf manchen Bällen ihre Sprünge gemacht und mancher Regierung aufgewartet haben, finden sich hier.

Um die Rotonde des Tempels herum ist die Börse oder der Cours der alten Kleider: das ist der Tortoni des Trödelmarktes, dort versammeln sich alle wandernden Kleiderhändler, denen ihr bei jedem Schritte in den Straßen und auf den Boulevards begegnet, und welche unter eure Fenster hinstehen, in den Hof eures Hauses hineingehen und schreien: „Alte Kleider! Ein Kleiderhändler! Haben Sie alte Kleider oder alte Borten zu verkaufen?“

Der Kleiderhändler trägt seine Waare auf dem Arme oder auf der Schulter.

Man begegnet häufig Männern, die mit einer ungeheuren Masse Kleider beladen sind und überdieß noch mehrere Paare alte Stiefel unter dem Arme und einige alte Hüte in der Hand haben, denn Hüte und Fußbekleidungen sind auch mit in den Bereich des Kleiderhändlers eingeschlossen, welcher immer auf Erweiterung seines Handels hinstrebt und euch sogar einen Ofen oder ein Posthorn abkaufen würde, wenn ihr es ihm abließet.

Der Kleiderhändler ist die Vorsehung der Studenten, Kammerjungfern, Künstler, der von ihrem Jahrhundert mißverstandenen Schriftsteller, Köchinnen, Jockey's und gewöhnlich aller Lebemänner, Verschwender und leichtsinnigen Leute, die Geld brauchen, um Theil an einer Lustparthie, einem Mittagessen oder einer Orgie zu nehmen, und weil sie keine Baria in ihrer Börse mehr haben, Zuflucht zu ihrer Garderobe nehmen, und was sie theuer oder manchmal gar nicht bezahlt haben, um einen Schandpreis veräußern; aber sie sind immer vergnügt, wenn ihnen nur noch ein Rock zum Ausgehen bleibt und sie einiges Geld in der Tasche haben.

Der Kleiderhändler kennt seine Leute.

Er ist ein schlauer Fuchs; wenn er bis in das sechste Stockwerk oder vielleicht in das Mansardenstübchen eines jungen Mannes hinaufklettert, so ist er zum Voraus überzeugt, daß der Eigenthümer des Gegenstandes, den man ihm anbietet, höchst nöthig

Geld braucht und ihm denselben um jeden beliebigen Preis überlassen wird.

Wenn der wandernde Trödler dagegen von der Dienerschaft eines vornehmen Hauses gerufen wird, so muß er sich etwas billiger zeigen; denn die Köchin, welche nicht gerade auf den Ertrag des alten Kleides angewiesen ist, das ihr ihre Herrschaft geschenkt hat, gibt es nur um einen anständigen Preis her, und wenn sie zu diesem Zwecke zwanzig Handelsleute hinaufkommen lassen müßte: sie will dafür, was es werth ist.

Der Student der Rechte oder der Medicin, oder der Vaudevilleschreiber, der seine Geliebte in das Pantheon-Theater führen soll oder Lust hat, diese zu einer Eselsparthie einzuladen, wartet mit Schmerzen, bis ein Kleiderhändler an seinem Haus vorbeigeht.

Er steht an's Fenster, von dem er zwar nicht immer auf die Straße hinabsehen kann, aber er lauscht mit aufmerksamem Ohre und weiß sicher die Aufmerksamkeit des Kleidermäklers auf sich zu lenken.

Der ersehnte Ausruf läßt sich hören; der sich zu seinem Dachfenster herausbeugende junge Mann brüllt aus Leibeskräften: „Hier herauf!... he! Kleiderhändler... in das Bäckerhaus... durch den schmutzigen Eingang... die Treppe ist im Hintergrunde... in das sechste Stockwerk... schnell! schnell! Haltet Euch beim Heraufgehen am Treppengeländer!"

Der Kleiderhändler hat die Stimme, die vom

Himmel herabzutönen scheint, vernommen, und der junge Mann hört in kurzer Zeit schwere, langsame Tritte die Treppe heraufkommen; er eilt an die Thüre, öffnet sie, um die Flur zu erhellen, und ruft dem Trödler von oben herab entgegen: „Hier herauf... man kann nicht irren... ich bin der Höchste im Hause... über mir sind nur noch Katzen!"

Und wenige Minuten darauf empfängt der junge Mann den Käufer in seinem Zimmer.

Jetzt beginnt eine Scene, die manchmal Biards Pinsel würdig wäre.

Der Verkäufer breitet die Gegenstände, die er verhandeln will, so vortheilhaft als möglich auf einem Tische aus, allein das ist eine nutzlose Vorsicht. Der Käufer nimmt den Gegenstand zur Hand, berührt, betastet ihn und betrachtet ihn genau am Fenster.

Der junge Mann sucht seine Waare anzupreisen.

„Diesen Ueberrock," sagt er, „habe ich im höchsten Fall zehn Mal angehabt; ich verkaufe ihn bloß, weil er mir zu eng ist, ich bin seit einiger Zeit um Vieles dicker geworden!"

Der Trödler wirft einen Blick auf den jungen Mann, der so dürr ist wie ein Gerippe, und entgegnet: „Wenn Sie ihn auch nur zehn Mal am Leibe gehabt haben, so ist er doch an den Ellbogen verteufelt abgetragen und die Aufschläge sind so mürb wie Zunder."

„Das ist eine Kleinigkeit, frische Aufschläge daran zu machen."

„Und der Kragen ist ganz schmutzig."

„Mit Pfeifenerde gehen die Flecken augenblicklich heraus! ... Hier habe ich auch eine anliegende Hose mit Stegen ... nach dem neuesten Schnitte ... es sind zwar keine Knöpfe daran, aber das ist nur eine Nebensache."

„Man trägt jetzt keine anliegenden Hosen mehr."

„Sie kommen aber demnächst wieder in die Mode, weil sie den Frauenzimmern so gut gefallen; sie sind auch eleganter als die andern."

„Sie ist an den Knieen zerrissen."

„Man stößt Stücke hinein, daß man es gar nicht sieht."

„Das Hintertheil ist auch blöde."

„Ach, der Kukuk! hört, wenn die Hose neu wäre, würde ich sie nicht an Euch verkaufen! ... Hier ist auch noch eine apfelgrüne Weste, die manche Eroberung gemacht hat und von der ich mich nicht trennen würde, wenn ich nicht dicker geworden wäre."

„Aber, ich glaube, sie würde sich von Ihnen trennen, denn sie ist lauter Fetzen!"

„Sie hat einen oder zwei Risse, die kann man wieder flicken."

„Man trägt keine apfelgrünen Westen mehr."

„Macht mir nichts weiß! Man trägt, was man will, und was die Westen anbetrifft, so hält man die auffallendsten für die schönsten."

„Haben Sie sonst nichts?"

Der junge Mann wirft einen Blick in seinem Zim-

mer herum, geht an seine Commode, macht die Schubladen auf, sieht eine alte Flanelljacke und bringt sie mit den Worten: „Seht, da ist noch ein warmer Gegenstand, das ist im Winter etwas Vortreffliches; ich gebe die Jacke nur her, weil es jetzt dem Frühling zugeht; nächsten Herbst kaufe ich mir wieder eine neue."

Der Kleiderhändler nimmt die Jacke, zuckt die Achseln, wirft sie zu den andern Sachen hin und frägt abermals: „Haben Sie sonst nichts?... keine alten Stiefel... keinen Hut?"

Der junge Mann macht einen Gang durch sein Zimmer, fährt mit der Hand über die Stirne, eilt rasch, als ob ihm plötzlich ein Einfall gekommen wäre, auf einen Schrank zu, und nimmt einen sorgfältig in Papier eingewickelten Gegenstand heraus.

Er gibt ihn dem Trödler und sagt: „Sehen Sie, das ist ein Luxusgegenstand, den mir eine meiner Tanten zum Geschenk gemacht hat. Die gute Tante! sie war so besorgt für meine Gesundheit! Aber ich kann diese Maschine durchaus nicht anwenden."

Der Kleiderhändler macht das Papier auseinander und erblickt einen großen Trichter aus Kaoutschu, von welchem ein hölzernes Röhrchen ausläuft. Er betrachtet den Gegenstand, dessen Anwendung ihm unbekannt ist, verächtlich und murmelt: „Was ist das? ein Clarinett-Etui?"

Der junge Mann bricht in ein schallendes Gelächter aus und antwortet endlich: „Nein, damit wird nicht Clarinette gespielt... man heißt dieses

Ding einen Clistiertrichter. Es ist eine neumodische, sowohl bequeme als philanthropische Erfindung, wodurch die Clistierspritze ersetzt wird, deren sich in kurzer Zeit nur noch die Portiers, Haushälterinnen und Krankenwärterinnen bedienen werden. Der Clistiertrichter ist bequemer und weniger genannt; man kann ihn prächtig in den Sack stecken, mit auf die Reise nehmen und sogar im Wagen in Anwendung bringen; wenn es sein müßte, könnte man sich seiner selbst im Theater bedienen... kurz, die Clistierspritze wird von nun an abgeschafft!"

Der Kleiderhändler betrachtet das kleine Instrument näher und fragt wiederholt: „Sonst haben Sie nichts?"

„Ei, der Teufel! mein Freund, ich denke, das sei genug, ich müßte denn meine Möbel an Euch verkaufen, was jedoch der Hausbesitzer nicht gestatten würde."

„Und wie viel verlangen Sie für diese Geschichten?"

Der junge Mann besinnt sich eine Weile, kratzt hinter dem Ohre und erwiedert: „Sehet, ich will keine langen Umschweife machen, gebet mir für Alles zusammen fünfzig Franken, dann ist der Handel im Reinen."

Der Trödler langt nach seinem Kleiderpacke, den er auf einen Stuhl abgelegt hat, und macht Miene, sich zu entfernen. Der junge Mann läuft ihm nach, hält ihn zurück und schreit: „Wie, Ihr bietet mir gar nichts auf diese Masse Effekten?"

„Eine saubere Masse Effekten!... Die Stiefel und der Hut sind keine sechs Sous werth, die apfelgrüne

Weste und das Flanellleibchen auch nicht viel darüber... es bleiben somit nur der Ueberrock und die Hose übrig, die mit fünfzehn Franken gehörig bezahlt sein werden."

„Fünfzehn Franken! Welcher Barbare, welcher Araber seid Ihr... bringt Ihr denn den Clistiertrichter gar nicht in Anschlag?"

„O, meiner Treu', ich verstehe mich nicht auf diese Werkzeuge, es liegt mir nichts daran."

„Gebt mir dreißig Franken... und macht ein Ende."

„Dazu kann ich mich nicht verstehen."

„Aber fünfundzwanzig wenigstens."

„Ich will Ihnen für Alles zusammen zwanzig Sous mehr geben, als ich zuerst anbot, weil mir eben einfällt, daß ich den Clistiertrichter meiner Frau zum Geburtstag schenken kann; sie hat immer einen Husten, das thut ihr vielleicht gut."

„Machet zwanzig Franken und nehmet Alles mit."

„Nein, sechszehn Franken ist gut bezahlt."

„Nie."

Der junge Mann stellt sich, als ob er nicht nachgeben wolle, denkt aber bei sich: „Wenn ich einen Andern rufe, so gibt er mir noch weniger als dieser, ein Dritter weniger als der Zweite und so fort; denn sie sind Alle mit einander im Einverständniß, es würde mich nichts helfen."

Der Handelsmann hat noch keine zehn Stufen der Treppe hinter sich, so ruft man ihn wieder und willigt in die vorgeschlagene Summe.

Der Trödler geht nochmals in die Mansarde hinauf, zählt sechszehn Franken auf den Tisch, legt die eben gekauften Gegenstände, mit Ausnahme des Clistiertrichters, den er sorgfältig in die Tasche steckt, zu seinen andern Kleidern auf den Arm und verläßt den jungen Mann mit den Worten: „Auf ein anderes Mal, mein Herr."

Und der junge Mann überzählt, wenn der Alte fort ist, seine sechszehn Franken noch einmal, steckt sie, nachdem er sich vorher genau überzeugt hat, daß die Taschen nicht zerrissen sind, in seine Weste, kleidet sich hastig an und und eilt fröhlichen Muthes zu seiner Geliebten.

„Es lebe die Freude, gutes Essen und Trinken, die Eselsparthie und die Liebe!" ruft er, die Treppe hinabhüpfend, aus.

Was den Kleiderhändler anbetrifft, der nie schlechte Geschäfte macht, so setzt dieser seinen Weg und sein Gewerbe fort, und in einigen Tagen wird der so wohlfeil gekaufte Rock geputzt, ausgebessert und mit neuen Aufschlägen besetzt sein, die Beinkleider bekommen ein neues Hintertheil, die Stiefel neue Sohlen und Alles wird sich auf der Rotonde du Temple recht vortheilhaft ausnehmen und von einem Kauflustigen erhandelt werden, der genöthigt ist, sich um billiges Geld einen Anzug anzuschaffen. Es ist sogar schon manchmal vorgekommen, daß ein junger Mann einen Rock auf dem Tempelplatz kaufte, den er vorher an einen Trödler verschachert hatte und nachher nicht mehr erkannte.

Der Tempelmarkt, den man früher die Halle des alten Weißzeugs hieß, wurde im Jahre 1809 erbaut; er liegt gegenüber von der Rotonde und bildet einen großen Raum, wo ehemals die Tempelmesse gehalten wurde. Der Marktplatz ist nicht schön, aber man kann seiner Größe wegen eine unermeßliche Menge Waaren darauf unterbringen.

Er ist in vier Theile eingetheilt, die abermals in kleine Gänge getheilt sind, welche nur so viel Raum leer lassen, daß eine einzelne Person durchgehen kann.

Die Plätze, denn so heißt man die Buden eines jeden Handelsmannes auf dem Tempel, sind sehr theuer, woraus sich schließen läßt, daß der Verkauf gut sein muß. Ein Theil ist zu dem Handel mit alten Kleidern bestimmt, der andere zu altem Weißzeug, der dritte zu altem Eisen, der vierte zu Fußbekleidungen, der fünfte zu Hauben, der sechste zu Modewaaren oder Theaterkostümen u. s. f.

Die schmalen Gänge dieses Marktes bieten durchaus keine Annehmlichkeit zum Spazierengehen dar; man geht gewöhnlich auch bloß hin, um Etwas zu kaufen. Ihr könnt daher keine vier Schritte machen, ohne daß man euch zuruft: „Was suchen Sie, Madame?"

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Brauchen Sie einen Mantel, einen Schlafrock, ein Paar Stiefelchen?"

„Wünschen Sie ein Kindszeug, liebes Frauchen? Ich habe, was Sie suchen."

Der Tempelmarkt kommt den Schauspielern und Schauspielerinnen, welche hier oft noch ziemlich frische Kostüme finden, die sich länger halten als das Stück, zu dem sie gekauft werden, sehr zu Statten. In dem Theater, wo überhaupt Alles Täuschung ist, können solche Sachen immer noch schön scheinen.

Aber mehr zum Verwundern ist, daß es in Paris selbst unter anständiger Gesellschaft, bürgerlichen und wohlhabenden Frauen viele gibt, welche ihre Toilettenbedürfnisse auf dem Tempelmarkt und somit Gegenstände kaufen, die schon von Andern getragen worden sind.

Eine Dame holt, ehe sie auf den Ball geht, die Garnirung zu ihrem Kleide, die Blumen in's Haar oder die Atlasschuhe auf dem Tempelmarkt.

Eine andere kauft sich einen Hut oder eine Haube, und die Verkäuferin sagt jedes Mal: „Es ist ganz neu, man hat es nur einmal getragen."

Wie sehr sich aber auch solche Damen bemühen mögen, ihrem Anzuge einen Anstrich von Eleganz und Neuheit zu geben, ein geübtes Auge täuscht sich nie; es liegt überdieß in dem Wesen der Personen, die ihre Toilette auf dem Tempel holen, Etwas, welches immer den Ursprung des Putzes verräth, mit dem sie sich herauszustaffiren suchen.

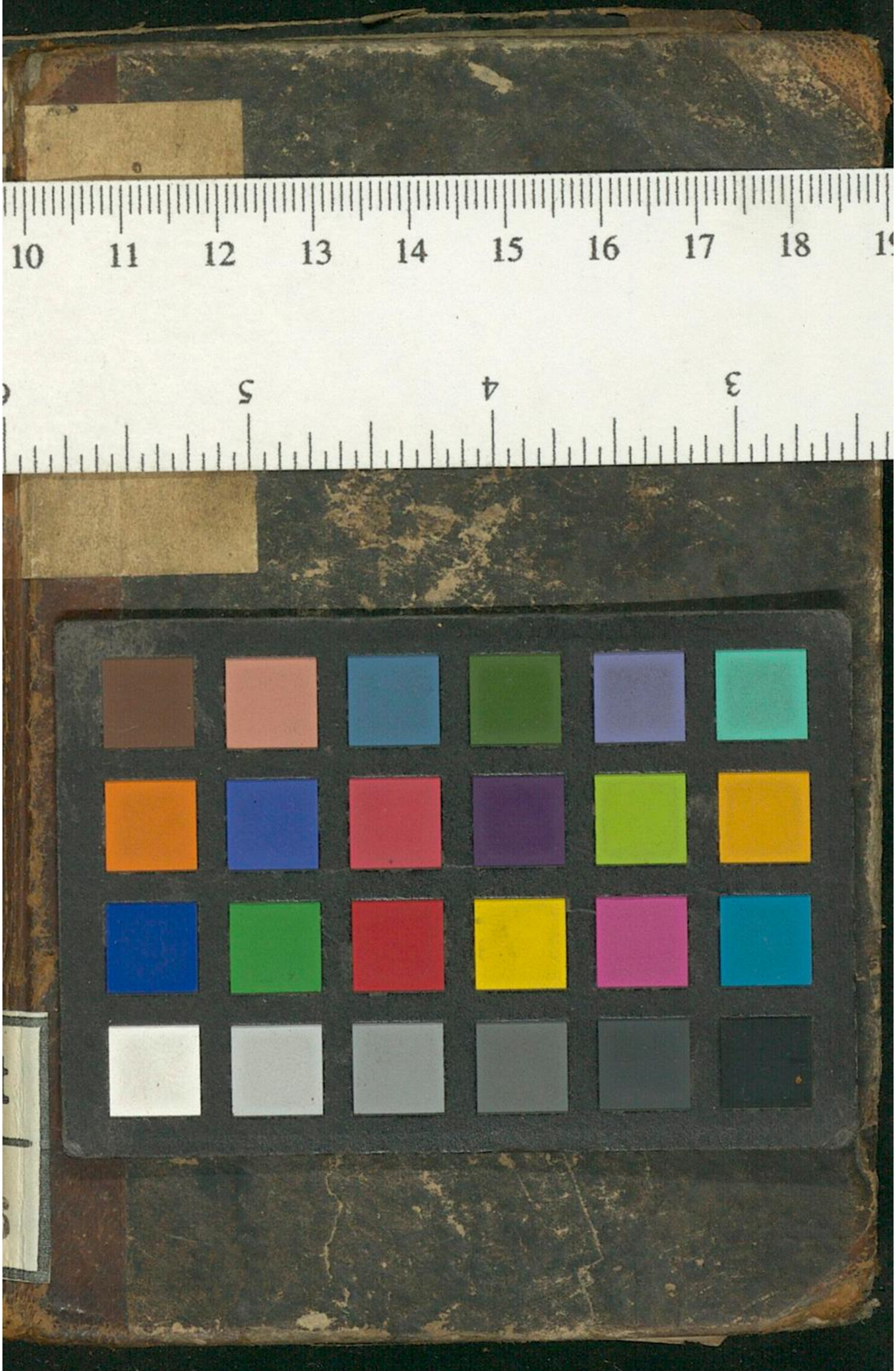
Bisweilen gibt der Markt, wo man getragene Kleider kauft, auch Veranlassung zu sehr pikanten Abenteuern.

Ein Herr bemerkt, während er ein hübsches Frauenzimmer im Theater belorgnettirt, daß dasselbe

ein Kleid anhat, welches wenige Tage zuvor seine Frau trug.

Eine Dame bemerkt in einem Concert ihren Shawl an einer Nachbarin.

Ein junger Mann fühlt sich sehr unbehaglich in einem Rock, den er Tags zuvor fertig gekauft hat und der für einen nicht ferne von ihm sitzenden Stutzer bestimmt war, der sich Kleider auf Credit machen läßt und sie dann wieder verkauft, um Geld zu bekommen.

Und wie viel geputzten, parfümirten, mit Blumen geschmückten Damen begegnet man auf den Promenaden, welche diesen Anzug, womit sie euch verführen wollen, nur auf einen Tag gemiethet haben! Beeilt euch also, ihr, die ihr von den Reizen und der Eleganz derselben hingerissen würdet; morgen würdet ihr diese Damen nicht mehr erkennen, wenn ihr sie wieder begegnetet.

Denn auf dem Tempelmarkte vermiethet man die Kleider auch tagweise und sogar auf halbe Tage: es gibt in Paris so viele Leute, die reich scheinen und glänzen wollen, wäre es selbst nur auf wenige Augenblicke.